

Eübeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Eübeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 3.00, monatlich 1.00 Mk.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgespaltene Zeile oder deren Raum 35 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 25 Pfg., auswärtsige Anzeigen 45 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 55.

Mittwoch, den 6. März 1918.

25. Jahrg.

Die Preispolitik des Kriegsernährungsamts.

Unter der Leitung des Herrn von Batacki ist im Kriegsernährungsamt im vorigen Jahre der Versuch unternommen worden, einen Ausgleich in den Preisen der landwirtschaftlichen Produkte herzustellen. Die Preise hatten nach der Entwicklung in der Kriegszeit eine sehr willkürliche Festsetzung erfahren; als Grundlage für die Höchstpreise diente meist die vorher im freien Handel hochgeschraubten Preise; eine Abstufung in der Wertbemessung nach aufgewandeter Arbeit und dem Ertrag war nirgends zu finden. Nunmehr wurden Bedenken nach der Richtung laut, daß diese Preisunterschiede uns insofern gefährlich werden könnten, als der Landwirt einseitig diejenigen Fruchtarten im Anbau bevorzugen würde, die den größten Nutzen abwarfen. Für die Sicherstellung unserer Ernährung wäre eine solche Tendenz sehr bedenklich gewesen, und es fehlte nicht an Stimmen, die in dieser Situation den Anbau von Getreide empfahlen. Im Kriegsernährungsamt schließlich die Meinung durch, daß die großen Differenzen in den Preisen für die landwirtschaftlichen Produkte beseitigt werden müßten. Es sollte verhindert werden, daß durch übermäßige Preise für Weizen der Anreiz zu umfangreichem Verfüßern von Brotgetreide gegeben wurde, und bei den Haferfrüchten fand ein Preisausgleich zwischen Rohfrüchten, Kartoffeln und Zuckerrüben statt.

Was ist von dieser Preispolitik übrig geblieben? Herr von Waldow hat das Durchwachen von ehedem so ziemlich wieder hergestellt. Man griff vielfach zu der Gewährung von Prämien, um die widerwilligen Landwirte zur Ablieferung der Produkte zu veranlassen. Dieses System hat sich bereits so eingebürgert, daß keine Frucht, die notwendig gebraucht wird, ohne ein reichliches Aufgeld abgeliefert wird.

So wurde zunächst für Weizen und Roggen eine Frühjahrsprämie von 60 Mk. pro Tonne, die langsam auf 20 Mk. herabgeführt werden sollte, gewährt. Diese Prämien, so war angedroht, sollten am 28. Februar in Fortfall kommen. Vom 1. März an sollte sogar ein um 100 Mk. niedrigerer Preis für Weizen und Roggen wieder in Ansatz kommen. Dagegen setzten nun bereits die Bemühungen ein, um auch diese Absichten zunichte zu machen. Die Wortführer der agrarischen Interessen wenden ein, daß sie infolge des Kohlenmangels nicht in der Lage waren, das Getreide zur angegebenen Zeit auszubereiten; wo Kohlen vorhanden waren, fehlten andere Materialien oder auch Arbeitskräfte. Es wäre nun ungerecht, diese Landwirte vom Bezug der Prämien auszuschließen. Und in der Tat, da die Verordnung einen solchen Einwand bei einer recht entgegenkommenden Auslegung gelten lassen kann, wird das Kriegsernährungsamt nicht nein sagen und die 100 Mk. sind auch für spätere Ablieferungen noch sicher. Den Landwirt möchten wir sehen, der nicht eine Ausrede vorbringt, wonach er verhindert war, das Getreide rechtzeitig abzuliefern. Erreicht wird damit, daß die Ablieferung möglichst hingezogen wird und während dieser Zeit das Verfüßern des Getreides weiter zunimmt. Unsere Brotversorgung bis zur nächsten Ernte gewinnt damit nicht an Sicherheit.

Noch schlimmer setzten die Preisauflagen beim Hafer ein, hier gab man Zuschläge bis zu 130 Mk., so daß der Höchstpreis von 270 Mk. auf 400 Mk. pro Tonne stieg. Es wurde gesagt, die Konsumenten hätten von dieser Preissteigerung keinen Nachteil, da die Militärverwaltung die Läden frage. Das ist ein schlechter Trost für den Staatsbürger, der die Gelder aufbringen muß, die die Militärverwaltung in die Taschen der Agrarier schießt.

Noch ungeheurer sind die Preisauflagen, die für Heu und Stroh mit Zustimmung des Kriegsernährungsamtes gewährt werden. Heu ist von 200 Mk. auf 320 Mk. pro Tonne, und Stroh von 100 Mk. auf 140 Mk. erhöht. Die Militärverwaltung brauchte die Lieferungen, der Preisanstieg sollte zur Abgabe geneigt machen. Niemand kann behaupten, daß dieser Preis berechtigt war, und der Landwirt, der die Zeit verstreicht, wird sich sagen: Nur nicht so eilig mit dem Abliefern, je länger du zurückhältst, je mehr steigert sich die Aussicht auf eine recht reichliche Prämie. Gab es kein anderes Mittel, um die Militärverwaltung zu befriedigen? Könnten nicht im Wege der Enteignung die Bestände beschafft werden?

Dasselbe Prinzip bei der Kartoffellieferung. Zunächst die Preissteigerung von 4 Mk. auf 5 Mk. bis 6 Mk. pro Zentner, dazu später eine Prämie von 50 Pfg. und Zuzurechnung von 2 Pfg. pro Kilometer. Aber auch damit ist das Begehren der Agrarier nicht gestillt. Der Deutsche Landwirtschaftsrat verlangt eine besondere Prämie für den Anbau von Kartoffeln. Das Kriegsernährungsamt lehnt es ab, und nun tritt das preussische Landwirtschaftsministerium in die Bresche und gewährt für Weizenanbau von Kartoffeln über die Anbaufläche von 1917 eine Prämie für Saatgut im Betrage von 3,30 Mk. pro Zentner Saatkartoffeln; außerdem wird für die Saatbeschaffung Sorge getragen. Da die Angaben über die Anbaufläche fortgesetzt zurückgegangen sind, aus der wohlverständlichen Erwägung, es darf nicht aus der Anbaufläche auf große Ernte geschlossen werden, weil sonst die Lieferungsverpflichtung für den Landwirt so groß wird, so sind die Voraussetzungen für die

Anrechnung eines gesteigerten Kartoffelanbaues die denkbar günstigsten. Ob aber die Bevölkerung mehr Kartoffeln bekommt, das steht auf einem anderen Blatt; die Hauptsache ist, daß die Subvention aus Staatsmitteln verlangt wird.

Sehr lehrreich ist das Kapitel über den Zuckerrübenpreis. In Friedenszeit wurden für den Zentner Rüben 80 bis 90 Pfg. gezahlt; dieser Preis war bis zum Frühjahr 1917 auf 2,50 Mk. hinaufgeschraubt. Der Deutsche Landwirtschaftsrat fordert jetzt 3,50 Mk. und die Interessenten des Rübenbaues sogar 3,75 Mk. Die Anbaufläche betrug 1917 rund 400 000 Hektar, der Ertrag etwa 200 Millionen Zentner. Gegen den Friedenspreis würde die Erhöhung auf 3,75 Mk. pro Hektar einen Mehrertrag von 1400 Mk. bedeuten, auf die gesamte Anbaufläche umgerechnet ein Mehr von rund 560 Millionen Mark. Im Vorjahre begann derselbe Spektakel. Es hieß, der Anbau der Zuckerrübe werde zurückgehen, wenn nicht der Preis um mindestens 1 Mk. hinaufgesetzt werde. Das geschah — und in diesem Jahre konnten 20 Millionen Zentner Zuckerrüben nicht verarbeitet werden, weil es an Kohlen fehlte in den Raffineriefabriken. Aber nach allen Erfahrungen ist sehr zu bezweifeln, ob nicht die Herren vom Deutschen Landwirtschaftsrat, die auf ihrer letzten Tagung mit der ganzen Ungeuerlichkeit, die ihnen eigen ist, allgemeine Preissteigerungen forderten, mit Erfolg das Kriegsernährungsamt mit in ihre Geselschaft ziehen.

Alle diese Ansprüche werden aber noch überboten: durch die Preise für Gemüse, hier handelt es sich um Aufschläge von 300 Prozent und darüber gegen den Friedenspreis. Nur ein Beispiel: Für Weißkohl wurde im Jahre 1913 ein Erzeugerpreis von 1,50 Mk. pro Zentner gezahlt, der Höchstpreis ist gegenwärtig 6 Mk., mithin ein Aufschlag von 300 Prozent. Die Reichsstelle für Gemüse und Obst rechnet, gering geschätzt, mit einem Ertrage von 700 Zentner pro Hektar. Das würde pro Hektar eine Erhöhung des finanziellen Ergebnisses von 1350 Mk. bedeuten. Einige andere Gemüsearten erzielen noch höhere Gewinne, ohne daß damit den Ansprüchen des Bundes der Landwirte genügt wäre.

Es fehlt im Kriegsernährungsamt der Widerstand gegen die immer rücksichtsloser auftretenden Anforderungen aus landwirtschaftlichen Kreisen, es gibt keine Grenze für das Begehren, kaum ist eine höhere Preisstufe erklimmt, so setzt die Bewegung schon wieder ein für ein weiteres Aufwärts. Schließlich wird die Beschränkung nur noch zum Ausbeutungsobjekt der Kriegswirtschaft, der größten wirtschaftlichen Interessengruppen.

Robert Schmidt.

Zum Friedensschluß mit Rußland.

Die Regelung der wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen.

WIB. Berlin, 5. März. Nach Artikel 11 und 12 des deutsch-russischen Friedensvertrages ist die Regelung der wirtschaftlichen und Rechtsbeziehungen besonderen, gleichzeitig in Kraft tretenden Verträgen vorbehalten. Ueber den Inhalt dieser Verträge, deren Veröffentlichung gleichfalls demnächst erfolgen wird, erfahren wir folgendes: Die wirtschaftliche Anleihe stellt im großen und ganzen den deutsch-russischen Handelsvertrag von 1914 wieder her. Einzelne Änderungen sind durch den Weltkrieg und durch die Rücksichten auf unser Interesse veranlaßt worden. Zum Teil tragen sie den Anzutraglichkeiten Rechnung, die sich im Laufe der Zeit im deutsch-russischen Handelsverkehr geltend gemacht hatten. Namentlich haben wir durch die Festlegung der freien Durchfuhr direkte Verbindung im Handelsverkehr über Rußland nach Persien und Afghanistan erreicht, die uns bisher gesperrt war. Von Bedeutung ist ferner, daß, jedenfalls bis zum Jahre 1925, bis zu welchem Zeitpunkt das auf alle Fälle vereinbarte Handelsprotokoll in Geltung bleibt, der russische Zolltarif, auch soweit er bisher ungebunden war, nunmehr bindend ausgesetzt worden ist, so daß wir bis zu diesem Zeitpunkt gegen russische Zollerhöhungen geschützt sind. Der rechtspolitische Zusatzvertrag verpflichtet Rußland, zunächst die Schäden zu ersetzen, die unseren diplomatischen und konsularischen Vertretern und den kaiserlichen Dienstgebäuden bei Ausbruch des Krieges zugefügt sind. Sodann werden alle bisherigen Staatsverträge zwischen Deutschland und Rußland mit Ausnahme politischer Kollektivverträge, an denen unsere Feinde beteiligt sind, grundsätzlich wiederhergestellt. Auch alle deutschen Privatrechte in Rußland, die durch Kriegsgesetze oder durch Gewaltakte verletzt sind, werden hergestellt oder in Geld ersetzt. Besonders ist hier zu erwähnen, daß der russische Schuldendienst gegenüber den deutschen Gläubigern alsbald nach der Ratifikation des Vertrages wieder aufzunehmen ist und daß die bereits fällig gewordenen Verbindlichkeiten in kurzer Frist zu bezahlen sind. Ueber den Ertrag der deutschen Vermögenswerte, die nicht durch Kriegsgesetze, sondern durch revolutionäre Enteignungsgesetze geschädigt sind, ist unter grundsätzlicher Anerkennung der Entschädigungspflicht eine weitere Vereinbarung vorbehalten. Besondere Bestimmungen sind über die Erledigung der auf beiden Seiten eingeleiteten Sequestrationen, Liquidationen und Treuhänderchaften getroffen. Hier werden wahlweise Rechte dritter gewahrt. Der Austausch der Kriegsgefangenen wird im Anschluß an das Petersburger Abkommen geregelt. Art und Zeit der Rückführung bleibt einer gemischten Kommission überlassen, während rein deutsche Kommissionen auf

russischem Gebiet sofort den Schutz deutscher Gefangener, Zivilinternierter und Rückwanderer übernehmen. Aufwendungen für Kriegsgefangene werden ersetzt. Die Unterhaltung der Grabstätten gefallener Krieger und gestorbener Gefangener wird gewährleistet. Besonderes Kapital ist dem Schutz des deutschen Kolonisten gewidmet, denen Rußland die Entlassung aus dem Staatsverband, Rückwanderung in die alte Heimat, Schutz des Eigentums und Ertrag für die erlittene Unbill zusichert.

Ein weiteres Kapitel regelt die Amnestiefrage. Jeder Teil gewährt Straffreiheit den Kriegsgefangenen und Zivilinternierten des verschifften anderen Teiles, sowie den feindlichen Staatsangehörigen, die keine Kriegsgesetze übertreten. Den eigenen Staatsangehörigen wird die Straffreiheit zugesagt, soweit sie unter feindlichem Zwang heimische Gesetze übertreten. Endlich erlangen Straffreiheit die Angehörigen der von Rußland geräumten Gebiete für gewisse militärische und politische Delikte. Endlich werden die militärischen Interessen Deutschlands während des Krieges durch besonderen Vorbehalt gewahrt. Ueber die Behandlung der beiderseitigen Embargo- und Frieseisnisse, sowie ihrer Ladung werden leitende Grundsätze aufgestellt. Die Einzelheiten werden einer gemischten Kommission mit einem neutralen Obmann überlassen, die in Stettin zusammentritt. Endlich verpflichten sich beide Teile, die durch den Krieg unterbrochene Organisationspolitik Spitzbergens im Sinne der deutschen Vorschläge durchzuführen.

Die Presse zum Friedensschluß.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ sagt in einer Besprechung des Friedensschlusses von Brest-Litowsk, was dieser Friede für uns militärisch, politisch, wirtschaftlich und moralisch bedeute, das werde die nächste Zeit wohl auch denen hemeisen, die heute noch fleingläubig sind. Militärisch bedeute der Friedensvertrag mit Rußland für uns das Ende des Zweijahreskrieges; die politische Bedeutung liege darin, daß der Ring von Feinden, den eine jahrzehntelange betriebene Politik um uns gelegt hatte, gesprengt sei. Auch der wirtschaftliche Kriegsplan der Feinde sei durch den Friedensvertrag zerstört. Moralisch aber bestätige der Friede den Feinden das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen, „was wir moralisch gewinnen, können sie ein“. Dann heißt es weiter:

„Den Frieden des Schwertes und des Sieges hätten wir schon vor Wochen und vor Monaten mit Rußland haben können. Wir wußten, daß unter den Einwirkungen der inneren Zerlegung die militärische Widerstandskraft des östlichen Nachbarreiches gebrochen war, und daß es nur eines Stoßes bedurfte, um das Gleitende zu Fall zu bringen. Unsere Heere hätten jederzeit den Druck ausüben können, den sie in den letzten Tagen angewandt haben und der Rußland zu jedem Frieden geneigt gemacht hätte, der uns beliebte. Ueber die Bedeutung des Friedensvertrages mit Rußland, wie er tatsächlich zustande gekommen ist, liegt darin, daß die deutsche Regierung trotz aller Ueberlegenheit nur auf einen Frieden hinarbeitete und ein Kriegsende erstrebte, wie es von der Mehrheit des deutschen Volkes gewünscht worden war und gewünscht wird, einen Frieden, wie ihn sich die Russen selbst in ihrem historischen Fundament erbeten hatten, einen Frieden der Verständigung und Veröhnung. Wenn die letzten Szenen des russischen Dramas dieses Ziel in den Augen der Beurteiler etwas verdunkelt haben, wenn sich auf russischer Seite Stimmen erheben, die von einem Frieden der Gewalt reden, von einem Kriegsende unter dem Druck der deutschen Waffen — Stimmen, die durch das Echo der betrübten Lohgerber im Westen und der allzeit bereiten Anwälte im eigenen Lande verstärkt werden —, so wird eine objektive Darstellung des Verlaufes der Friedensverhandlungen solche Auslegungen leicht widerlegen.“

Wir müssen dagegen protestieren, daß die Mehrheit des deutschen Volkes einen solchen Frieden, wie er in Brest-Litowsk abgeschlossen ist, gewünscht hat. Die Mehrheit des deutschen Volkes wünschte einen Frieden der Verständigung ohne offene oder verkappte Annexionen. Und ein solcher Friede ist in Brest-Litowsk nicht abgeschlossen worden. Man soll doch nun auch offen und ehrlich zugeben, was ist!

In der ausländischen Presse gehen die Meinungen natürlich sehr weit auseinander. Bemerkenswert ist vor allem die Haltung der schwedischen Presse, da Schweden von allen neutralen Staaten an diesem Friedensvertrag ja am meisten interessiert ist. So schreibt „Stockholms Dagblad“: Der Wert des von den Mittelmächten erzielten Erfolges beruht wesentlich darauf, inwieweit man den erzwungenen Frieden für endgültig halten kann. Die Opposition gegen die Bolschewiki-Regierung will ihn nicht anerkennen, und die Offiziere sowie die Garnison von Petersburg nahmen die Resolution für Fortsetzung des Krieges an. Demgegenüber meinen „Dagens Nyheter“: Der Frieden im Osten ist jetzt eine unerschütterliche Tatsache, die letzten Endes durch eine zweijährige Kriegsführung erzwungen wurde, durch welche fast ebensoviel russisches Gebiet wie im ganzen vorhergehenden Kriege besetzt werden konnte. Auch wenn man annimmt, daß die Bolschewiki-Regierung schon morgen gestürzt wird, so wird dies keine Veränderung der jetzigen Verhältnisse mit sich bringen. Das militärisch durchaus desorganisierte Rußland, das noch dazu von inne-

ten Kämpfe zerrissen ist, vermag nicht einmal dem kleinen Bruchteil des Heeres der Mittelmächte zu widerstehen, der sich jetzt ungehindert ins Innere Russlands begibt. Hat nun aber der deutsche Siegesfrieden im Osten den allgemeinen Frieden nähergebracht? Das ist das große Fragezeichen, das trotz der enormen Erfolge Deutschlands stehen bleibt. „Svenska Dagbladet“ sagt: Der Friedensschluss sicherte Deutschland einen mächtigen Einfluss bei seinem östlichen Nachbar, und man darf seine Überlegenheit über Konkurrenten auf diesem Gebiete als gegebene Tatsache ansehen.

Der Berliner „Rund“ stellt die Frage, ob in Russland selbst die Maßnahmen und Verträge der Sowjets in Zukunft als gültig und bindend behandelt werden, oder ob nicht eine kommende Regierung, sei es eine andere Art Autokratie oder eine wirkliche Demokratie, den Vertrag übernehmen werde. So unsicher die Aussichten nach dieser Richtung sind, eines ist sicher: Die Mehrheit des russischen Volkes ist für den Frieden, und diese Tatsache ist es, die auch einem Vertrag, der nach diktierten Vorschlägen, ohne Diskussion und unter Protest geschlossen wurde, Bedeutung verleiht. Russland ist das Opfer, das Jarentum und die Volksgewalt sind die Schuld. Ein trauriges Schauspiel eines so großen und an Hilfsquellen reichen Landes! — Das Berliner Tageblatt findet die Friedensbedingungen für Russland in keiner Weise entwürdigend. Ein rücksichtslos auf seine militärischen Erfolge pochender Gegner würde ganz andere Bedingungen stellen. Vor einem Monat konnte Groß-Russland den Frieden allerdings billiger haben. Damals konnte es einige Forderungen bezüglich der Gestaltung Polens und der von den Zentralmächten besetzten Gebiete im Osten durchsetzen; nur die Frage der allfälligen Zugehörigkeit Polens zu Russland wollte Deutschland unter allen Umständen ausgeschaltet wissen, und das ist ihm nicht zu nerzagen. Heute müssen sich die Petersburger Machthaber nach der erfolgten Besetzung der Randstaaten um Polen dazu bequemen, diese ehemals russischen Länder ihrem eigenen Schicksal zu überlassen. Die Bestimmungen darüber bilden den Hauptteil des Friedensvertrages. In Deutschlands Hand ist es gegeben, im Verein mit den neuen Staatsbehörden von Polen, Litauen und Estland die Organisation der Länder vorzunehmen. Das wird schriftlich erfolgen, wobei der Volkswille nach Möglichkeit und dem Stande der Volkshilfe angemessen berücksichtigt wird.

Gegen den Schwertfrieden.

Die Sozialrevolutionäre Russlands sind mit dem abgeschlossenen Frieden nicht einverstanden. Sie agitieren für Fortsetzung des Krieges. Die Anarchisten bilden Bataillone für den Krieg, die schwarze Flagge führen.

Weiter wird aus Stockholm gemeldet: Hier eingegangenen Nachrichten zufolge kamen in Helsingfors am 28. Februar vier Kreuzer von Renal an. Zum Schutze des Arbeiterrats in Helsingfors hat die Marine die Gründung einer roten Flotte beschlossen, die unabhängig vom deutsch-russischen Frieden weiterkämpfen will.

Wie es scheint, steht der Friede mit Russland auch noch auf wackeligen Füßen.

Wilhelm II. an Hindenburg.

W.B. Berlin, 5. März. (Amtlich.)

Seine Majestät der Kaiser sandte folgendes Telegramm an den Generalfeldmarschall v. Hindenburg:

„Nachdem gestern nachmittag der Friede mit Russland unterzeichnet und hiermit der fast vierjährige Krieg an der Ostfront zu glorreichem Abschluß gelangt ist, ist es mir tiefempfundenes Herzensbedürfnis, Ihnen, mein lieber Feldmarschall, und Ihrem treuen Gehilfen, dem General Ludendorff, meinen und des deutschen Volkes heißen Dank erneut auszusprechen. Sie haben durch die Schlacht von Tannenberg, durch die Winterschlacht in Masuren und durch die Kämpfe bei Lehng den Grund für alle weiteren Erfolge gelegt und die Möglichkeit geschaffen, mittels des Durchbruchs von Gorlice-Larnow die russische Armee zu weiterem Rückzuge zu zwingen und allen ferneren Anstrengungen feindlicher Heeresmassen jegreich handzuhalten. Und nun ist der kostbare Siegespreis jahrelangen Ringens in unserer Hand. Unsere heldischen Krieger und Volksgenossen sind vom russischen Joch befreit und dürfen sich wieder als Deutsche fühlen. Gott war mit uns und wird weiter helfen.“

Was der Krieg bringt.

Die Heeresberichte.

B.Z. Berlin, 5. März, abends. (Amtlich.)
Von den Kriegsschauplätzen nichts Neues.

Wien, 5. März. (Amtlich.)

In der italienischen Front keine besonderen Ereignisse. Die Operationen zur Herstellung der Ordnung und Sicherheit in der Ukraine nehmen den beabsichtigten Verlauf.

Rumänien hat die Waffenstillstandsbedingungen der Mittelmächte angenommen.

Der zweite Satz muß Aufsehen erregen. Nach demselben werden die österreichischen Operationen in der Ukraine fortgesetzt, während doch nach dem Friedensschluss mit Russland angenommen werden mußte, daß sie eingestellt würden.

Die Zukunft Siziliens und Kurlands.

Man ist noch immer auf der Suche nach einem Herrscher für Sizilien und Kurland. Deutsche, nicht litauische und kurlandische Kreise zerbrechen sich hierüber die Köpfe. So wird der „S. Z.“ über die litauisch-kurlandische Frage geschrieben:

„Nach die preussische Lösung, das heißt die der Personal-Union, wird noch immer viel erörtert. Das gilt auch für Kurland, jedoch machen sich viele Stimmen bemerkbar dafür, daß eine andere Lösung eintritt, die auch schon ihren Kandidaten habe, nämlich den Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, dessen Persönlichkeit sie als die eines erfahrenen und selbständigen Mannes, der im Leben schon manches geleistet hat und sich mit internationalen Gebieten sehr bewährt, als die beste Lösung bezeichnen.“

Man sollte es doch den Kurländern und Siziliern überlassen, nach dem ihnen zugesprochenen Selbstbestimmungsrecht über ihre Zukunft und die Art ihrer Regierungsform selbst zu entscheiden. Man will doch angeblich keine Anarchisten im Osten, auch keine verkappten! Der Herr: Hand vom Gott!

Die Friedensverhandlungen mit Rumänien vor der bulgarischen Sotranje.

In der bulgarischen Sotranje gab Ministerpräsident Radoslawow unter allgemeinem Beifall den Friedensschluss mit der russischen Bundesrepublik bekannt. Er bat den Finanzminister Tonkischew, der heute morgen aus Bularest zurückkehrte, vor der Volksvertretung den Gang der Verhandlungen mit Rumänien darzulegen. Tonkischew entwarf ein Bild der Lage, wie sie sich zu Anfang der letzten Woche darstellte. Er erwähnte den Briefwechsel, der zwischen den Delegationen der Verbündeten und dem rumänischen Ministerpräsidenten Averescu stattfand, der zuerst auf die Mitteilungen der Alliierten, in der ihre Friedensbedingungen enthalten waren, mit einem Schreiben antwortete, in dem er erklärte, daß Rumänien bereit sei, zu verhandeln auf der Grundlage gegenseitiger Zugeständnisse. Er erwähnte weiter das Ultimatum, das hierauf erfolgte, in dem der Vierbund Rumänien mitteilte, daß im Falle der Nichtannahme seiner Bedingungen bis Sonabend mittags 12 Uhr spätestens der Waffenstillstand gekündigt und die Feindseligkeiten wieder aufgenommen würden. Der Waffenstillstand wurde tatsächlich Sonnabend gekündigt, aber am Nachmittage des gleichen Tages gegen 5 Uhr teilten die Rumänen den Delegationen der Verbündeten mit, daß ihr in Jassy versammelter Kronrat beschlossen habe, die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Diese Bedingungen bestehen in der Abtretung der Dobrudscha, Berichtigung der rumänisch-ungarischen Grenze und Begünstigungen wirtschaftlicher Art. Hierauf wurde der rumänischen Regierung geantwortet, daß es innerhalb der Frist bis Dienstag mittags 12 Uhr den Vorfriedensvertrag zu unterzeichnen habe, der die oben aufgezählten Punkte enthält, daß die Verhandlungen zum Abschluß des neuen Waffenstillstandes und endgültigen Friedens unverzüglich wieder aufzunehmen seien. Der Vorfriedensvertrag, sagte Tonkischew, wird den gleichen Text für sämtliche Verbündete enthalten. In den endgültigen Verträgen jedoch, die für jeden Verbündeten einzeln abgefaßt werden, wird genau niedergelegt werden, daß Rumänien die Dobrudscha an Bulgarien abtritt. Man wird darin mit größter Genauigkeit die wirtschaftlichen Zugeständnisse bestimmen. Diese letztere Regelung wird möglicherweise gewisse Zeit in Anspruch nehmen. Natürlich wird man jetzt behaupten, daß auch dieser Friede ein Verständigungsfriede sei. Wer's aber glaubt, wird fertig!

Lenin gegen Trotski.

Es scheint sich immer mehr zu bestätigen, daß Lenin in scharfer Gegnerschaft gegen Trotski steht. Nach einer Stockholmer Meldung hat sich die Krise im Smolni-Institut seit der Entzweiung der beiden führenden Männer Lenin und Trotski noch verschärft, als die Abreise der Friedensabordnung nach Breit-Witowsk erfolgte. Sowohl Trotski wie auch Lenin haben ihre Anhänger, die namentlich zwei sich gegenständig betämpfende Gruppen bilden. Lenin scheint aber immerhin die Oberhand zu behalten und veröffentlicht sehr heftige, gegen Trotskis Politik gerichtete Artikel in der „Pravda“, die mit dem Namen Karpow unterzeichnet sind. Lenin ist, wie aus den Artikeln hervorgeht, ein Verfechter des Friedens um jeden Preis, während Trotski den Friedensschluss noch hinausziehen wollte.

Finnland vor dem Entscheidungstumpfe!

Der nach Finnland entsandte Sonderberichterstatter von Stockholms „Sozialdemokraten“ ist in Helsingfors eingetroffen. Er berichtet, der Kommandant der Festung Sveaborg, der russische Oberst Sievers habe ihm erklärt, daß die russischen Soldaten sich bis zur im finnischen Kampfe neutral verhalten hätten, ausgenommen nur einige Tausend. Die Sachlage würde sich aber ändern wenn es Manneherm (dem Kommandanten der Weißen Garde) gelingen würde, die von Boromarsh durchzuführen. Die Russen würden dann wie ein Mann für die Verteidigung von Helsingfors und Wiborg eintreten. Wenn Manneherm glaube, das Sollen gewonnen zu haben, wenn er die finnische Rote Garde befehligt habe, so irre er sich. Sveaborg sei gerüstet, es mit der Weißen Garde aufzunehmen. Hinter den Gesäßen der Festung und der Flotte händen 76 000 Soldaten und Matrosen. In Regierungskreisen herrsche Mißverhältnis bezüglich der Intervention Schwedens in der Alandsfrage. Die schwedische sozialistische Ordnung reiste nachts mit Sonderzug an die Front ab. Sie besitz dort ein Zutreffen, ehe die Rote Garde die Offensive begonnen habe. Zahlreiche Arbeiterfrauen (!) sind in die Rote Garde eingetreten. Nach einer Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur ist der Führer der schwedischen Jungsozialisten, Bürgermeister Lindhagen an der Spitze einer sozialistischen Delegation in Helsingfors eingetroffen. Inzwischen kommt aus Petersburg eine Meldung, daß dort am 1. März zwischen der Petersburger Regierung und der sozialistischen Regierung in Helsingfors ein Abkommen über die Regelung der Beziehungen beider zueinander unterzeichnet worden sei. Den wichtigsten Punkt des Abkommens bildet die sofortige Räumung Finnlands durch die russischen Truppen.

Die letztere Meldung steht in gewissem Widerspruch mit der ersten. Daß die Lage vermoren ist, ist klar. Hier aber Ordnung zu schaffen, mag man getroffen den Finnen selbst überlassen, was um so leichter sein wird, wenn die Russen Finnland verlassen. Wer sich in die inneren Verhältnisse Finnlands mengt, könnte sich sehr leicht die Fingern verbrennen.

Japans geplantes Vorgehen in Sibirien

findet, wie schon berichtet, nicht die Billigung Amerikas. „Daily News“ melden hierzu aus Washington: Die Haltung Japans wird hier als Bedrohung gegen Deutschland betrachtet. Japan beschließt viel mehr als den Schutz der Vorräte in Wladiwostok. Japan ist in bevorzugter Lage hinsichtlich des fernsten Ostens und könnte seine Bedingungen stellen, aber die öffentliche Meinung in Amerika ist nicht für ein militärisches Gesamtverstehen. Verantwortlichkeit für die vorgeschlagene Intervention wäre hier nicht willkürlich und wird nicht übernommen. Die Forderungen Japans können nicht erwartet. Sie erklären die wiederholten Erklärungen Wilsons, daß Interessen Amerikas in hohem Maße in Frage kämen bei der Errichtung freier Republiken im Osten Europas, welche Japan gegen den westlichen Angriff sichern würden. Die Beziehungen zwischen der Union und Japan werden in Zukunft in hohem Maße abhängen von der Frage, ob der Vorkriegsstand zutrifft kommt auf der Grundlage der Anpassung und mit Japan als Mitglied. Japan hat jetzt zu wählen zwischen der preussischen Lehre von der Gewalt und der internationalen Rechtsauffassung.

Die übrigen Alliierten sind jedoch anscheinend für eine japanische Intervention, die aus folgender Haas-Meldung aus Paris geschloßfolgert werden kann:

Der Kammerauschuß für auswärtige Angelegenheiten hörte die Ausführungen Bidous über die diplomatische Lage und über die Verhandlungen zwischen

Russland und Japan an. Nach Schluß der Sitzung gaben die Mitglieder im Ausschuß, ohne genauere Zusätze geben zu wollen, zu verstehen, es habe den Anschein, daß alle Alliierten übereingekommen seien, Japan die Intervention in der Mandschurei und Sibirien zu lassen.

„Daily Mail“ meldet, daß die Verhandlungen über eine Intervention Japans in Sibirien vermutlich in den nächsten 24 Stunden beendet sein werden. Die Vorkämpfer Großbritanniens, Frankreichs und Italiens in Tokio beabsichtigen, gemeinsam Vorstellungen zu machen und zu eruchen, daß Schritte zum Schutze der Interessen der Alliierten in Sibirien unternommen werden. Man glaubt nicht, daß der Vorkämpfer der Unionstaaten in Tokio an diesen gemeinsamen Vorstellungen teilnehmen wird. Es ist aber seitens der Unionstaaten keine Opposition zu erwarten.

Die Abberufung der japanischen Diplomaten aus Petersburg wird als ein Abbruch der diplomatischen Beziehungen angesehen. Nach Schweizer Meldungen soll ein amerikanisches Geschwader nach Wladiwostok ausgelaufen sein. Wie hierzu erklärt wird, soll es die amerikanischen Wirtschaftsinteressen sichern.

Uns scheint, als ob sich dort im fernen Osten bereits wieder etwas abspielt, was als Vorläufer eines späteren kriegerischen Zusammenstoßes zwischen bisherigen Verbündeten bewertet werden muß.

Nur nicht so hitzig!

Aus Berlin wird gemeldet: In den Reihen der Freunde über die glorreiche Rückkehr des Giskreners „Wolf“ ist, wie die „Germania“ schreibt, zum Schluß noch ein Tropfen Vermut gefallen. Die dänische Regierung hat bei diesem Vorfall eine Haltung zur Schau getragen, die unsere berechnigte Entrüstung hervorruft. Sollte die dänische Regierung die Annahme unserer rechtmäßigen Forderungen erschweren, so wäre die energischste Sprache Jettens Deutschlands am Blage.

Diese Meldung läuft nur durch die ganze deutsche Presse. Man sollte doch solche Angelegenheiten, die sich hinsichtlich friedlich-schiedlich beilegen lassen, nicht gleich vom Standpunkt des starken Mannes behandeln. Das könnte unter Umständen sehr gefährlich werden.

Eine aufsehenerregende Bemerkung

machte im norwegischen Storting der Verteidigungsminister Holtfodt. Er sagte:

„Wer glaube, daß für das norwegische Meer keine Möglichkeit der Verwendung sein werde, befindet sich im Irrtum, da eine gewisse Richtung der finnischen Politiker glaube, einen Anspruch auf die norwegischen Fäsen erheben zu dürfen.“

Da man doch nicht annehmen kann, daß der Minister auf teure Hingespinnste hin so etwas sagt, so muß doch etwas dahinter stecken. Solche Wahnsinnsgedanken können aber höchstens von anneyonistischen finnischen Bourgeois gehegt werden, von denselben Leuten, denen jetzt deutsche Hilfe gewährt werden soll.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Zur preussischen Polenpolitik.

Das preussische Herrenhaus wird sich in den nächsten Tagen mit dem Gesetzentwurf wegen Aenderung des Gesetzes betr. die Förderung von Anstellungen in den Provinzen Westpreußen und Posen zu beschäftigen haben. Dieser Gesetzentwurf besteht aus einem einzigen Artikel, der die §§ 13—22 des Artikels 1 des genannten Gesetzes aufheben will. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß das dem Staate verbleibende Recht des § 13 des Gesetzes, in den Bezirken, in denen die Sicherung des gefährdeten Deutschtums nicht anders als durch Stärkung und Abrundung deutscher Siedlungen mittels Anstellung möglich erscheine, die hierzu erforderlichen Grundstücke in einer Gesamtfläche von nicht mehr als 70 000 Hektar nötigenfalls im Wege der Enteignung zu erwerben, bisher im Laufe von 9 Jahren nur auf Grund einmaliger Entschliebung der Regierung im Herbst 1912 ausgeübt worden sei. Mit Rücksicht hierauf erachte es die Regierung für unbedenklich, und im Hinblick auf die durch den Krieg und die Rundgebung der verbündeten Kaiser vom 5. November 1916 geschaffene politische Lage für begründet, auf die Anwendung der Enteignung in Zukunft zu verzichten und diese gesetzliche Vorschrift auch förmlich außer Kraft zu setzen. Die Kommission des Herrenhauses hat den Gesetzentwurf nach lebhaften Erörterungen mit 12 gegen 9 Stimmen angenommen.

Für unsere Feldgrauen.

Balkan-Zulagen.

In der Türkei erhalten sämtliche deutschen Heeresangehörigen, mit Ausnahme der Mitglieder der Militärmission, zur Verbesserung der Verpflegung eine laufende Zulage, welche nach Maßgabe der jeweiligen örtlichen Verhältnisse und der Naturabgaben beschaffungskosten vom Armeesoberbefehlshaber festgesetzt und von den Truppen zum Ankauf von Lebensmitteln verwendet wird. Diese Zulage ist also nicht feststehend, sie kann sich täglich ändern und wird den einzelnen Heeresangehörigen nur dann in bar gewährt, wenn sie infolge von Kommandos an den gemeinsamen Speiseverrichtungen der Truppen nicht teilnehmen können. Außerdem erhalten diese Zulagen in bar ausbezahlt:

- a) Offiziere und obere Beamte täglich 3,75 M
- b) Unteroffiziere als Portepceeträger, obere Beamtenstellvertreter und Unterbeamte 2,25 „
- c) Sonstige Unteroffiziere 1,50 „
- d) Gefreite und Gemeine 1,25 „

In Bulgarien befindliche, auf Selbstbeschaffung der Verpflegung und der Unterkunft angewiesene einzelne Offiziere und obere Beamte erhalten an Stelle des Verpflegungsgeldes eine Zulage von täglich 12 Mk., untere Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften eine solche von 6 Mk.

In Mazedonien werden Zulagen an die deutschen Truppen nicht gewährt.

Die Lösung militärischer Unterjuchungsgefangener.

Den Mannschaften, die sich bei den Gerichten des mobilten Heeres in Unterjuchungshaft befinden, steht für diese Zeit nicht die mobile, sondern die immobile Lösung zu. Dieser niedrigeren Lösungslage tritt mit dem Beginn der Dekade ein, die auf den Tag der Einlieferung in das Gefängnis folgt. Bei der Entlassung ist dagegen die höhere Lösung nicht erst beim Beginn der nächsten Dekade, sondern bereits vom Tage der Haftentlassung, abzuführen.

Erfolg für Puzzeug.

Nach einer Verfügung des Kriegsministeriums ist den Mannschaften unbrauchbar gemordenes oder verlorengegangenes Puzzeug zu ersetzen, wenn die Unbrauchbarkeit oder der Verlust

nicht durch eigenes Verschulden eingetreten ist. Die Entscheidung darüber hat der Kompanieführer zu treffen, der auch die Anforderung der Gegenstände zu veranlassen hat.

Lohnungsverbesserung bei der Marine.

Wie beim Reichsheer, so sind auch bei der Marine die Bezüge der Unteroffiziere und Mannschaften, mit Wirkung vom 21. Dezember 1917 ab, erhöht worden.

Bei den Matrosen-, Werk- und Torpedo-Divisionen, den Matrosen-Artillerieabteilungen erhalten monatlich:

	Mobile	Immobilie	Lohnung
Bijelweibel	93,00 M	84,00 M	
Obermaat	93,00 "	84,00 "	
Maat	69,00 "	61,50 "	
Obermatrose	36,00 "	25,50 "	
Matrose	33,00 "	24,00 "	

In diesen Beträgen sind für das mobile Verhältnis 12 Mt., für das immobile Verhältnis 9 Mt. Kleidergeld enthalten.

Bei der Marine-Infanterie erhalten monatlich:

	Mobile	Immobilie	Lohnung
Bijelweibel und Sergeant nach 5jähriger Dienstzeit	75,00 M	69,00 M	
Sergeant, Unteroffizier nach 5jähriger Dienstzeit	67,50 "	60,00 "	
Sonstiger Unteroffizier	48,00 "	42,00 "	
Gefreiter	24,00 "	16,00 "	
Gefreidat	21,00 "	15,00 "	

Die in dieser Zusammenstellung nicht genannten Unteroffiziere beziehen ihre bisherige Lohnung weiter.

Besprechung auf österreichisch-ungarischen Eisenbahnen.

Deutsche Truppen, die sich auf dem Transport durch Oesterreich-Ungarn befinden, erhalten an Verpflegung: morgens 1/2 Liter Suppe; mittags 1/2 Liter Suppe, Fleisch (180 Gr. in rohem Zustand oder 160 Gr. Fleischfleisch oder 160 Gr. Fleischkonserven), 140 Gr. getrocknetes oder 400 Gr. frisches Gemüse oder 140 Gr. Hülsenfrüchte oder 500 Gr. Kartoffeln; abends 50 Gr. Mischbrot oder Speck oder Käse oder Marmelade oder Pflaumenmus oder zwei hartgekochte Eier. Dazu wird die Brotration geliefert und der Erfrischungszuschuß von 50 Pfennig pro Tag gewährt, wenn eine Eisenbahnfahrt von mindestens 4 Stunden zurüdgelegt wurde.

Aus Südbelgien und den Nachbargebieten.

Mittwoch, 6. März.

Warum so spät?

Seit einigen Monaten reisen Beauftragte der Reichsstaatsstelle umher, um bei den Landwirten nach Kartoffelvorräten zu forschen. Das ist sicherlich ein lobenswertes Vorhaben; es fragt sich nur, ob der beabsichtigte Zweck jetzt noch in wünschenswertem Maße erreicht werden kann. Zudem wirft sich die Frage auf, warum mit dieser Kontrolle nicht schon früher begonnen wurde, als wirklich noch erhebliche Vorräte vorhanden waren, und weiter, ob die Schläue der Kontrolleure größer sein wird, als die mancher Bauern, die sich in beinahe vier Kriegsjahren ein erhebliches Maß an Gerissenheit erworben haben, um unangenehme Nachforschungen ein Schnippschen schlagen zu können. Daß dies möglich ist, danken wir der Tatsache, daß die Kartoffelverfälschung in diesem Wirtschaftsjahre an den gleichen Stellen fruchtbar wie in den Jahren zuvor, in erster Linie der mangelhaften Erfassung gleich bei der Ernte.

Die sogenannte Wirtschaftskarte, die im vorigen Jahre mit so hohen Löhnen als das Endergebnis aller statistischen Weisheit gepriesen wurde, scheint heute selbst in bezüchtlichen Kreisen als eine völlig verfehlte Maßnahme zur Ermittlung der Ernte angesehen zu werden. In dem überflüssigen hundert Papier scheint sich heute kein Mensch mehr zurechtzufinden. Weder die Ergebnisse der Getreide- noch der Kartoffelernte, deren genaueste Ermittlung doch gerade als Hauptaufgabe der Wirtschaftskarte gepriesen wurde, sind nach ihr festzustellen, aus dem einfachen Grunde, weil man sich erstens auf die Angaben der Erzeuger selbst verließ und weil man zweitens nicht mit den Schwierigkeiten gerechnet hatte, denen sich die Zentralstelle zur Bearbeitung des unübersichtlichen Materials von Angaben gegenübergestellt sah. Die Landwirte wissen das recht gut, und deshalb haben sie auch keine Sorge vor der Möglichkeit eines amtlichen Nachweises Kartoffeln oder Getreide veräußert oder auf dem Wege des Schleichhandels abgesetzt zu haben.

Vorratsanmeldungen, Bestandsaufnahmen, Verfüttungsberichte und selbst Beschlagnahmeverfügungen sind ja lange von zweifelhaftem Werte, als nicht die angegebenen Vorräte gleichzeitig genau festgestellt werden und somit etwaiger widerrechtlicher Abgänge einwandfrei nachgewiesen werden können. Wirklich nachzureisen ist deshalb eine Ueberforderung von Verfüttungsgebern oder unbedachtlicher Verbraucher beschlagnahmter Vorräte nur in den seltensten Fällen.

Diese Läden in der öffentlichen Wirtschaft führen letzten Endes immer wieder zu den von Jahr zu Jahr sich wiederholenden gleichen Fehlerquellen und Ermittlungen in der Ernährungswirtschaft und bilden für den Schleichhandel immer wieder nie versagende Gelegenheiten, die unerwartet bleibenden Lebensmittel zu entziehen und zu Wucherpreisen an zahlungsfähige Kreise abzugeben. Mit dem heutigen, und zudem nur jughaft gehandhabten System wird es nirgends gelingen, den Bedarf ausreichend sicherzustellen und die gesamten Vorräte auf dem Wege staatlich-organisatorischer Verteilung der Bevölkerung zuzuführen.

Bis heute scheint man noch im Ungewissen zu sein über die geernteten Kartoffelmengen, weil man es bei den eigenen Angaben der Erzeuger bewenden ließ, ohne sie vorher einer Nachprüfung zu unterziehen. So entstand von vornherein ein ungenügendes Bild über die vorjährige Kartoffelernte, obwohl alle Welt überzeugt war, daß sie ein sehr gutes Ergebnis hatte. Darum auch die Weiterung des Kriegsernährungsamtes, die unzureichende Tagesration von einem Pfund zu erhöhen. Der „Zug aufs Land“ hat seit einiger Zeit wieder kräftig eingesetzt. Diese Anzeichen deuten darauf hin, daß die Kartoffelnot im kommenden Frühjahr nicht geringer sein wird als in den Jahren zuvor.

Die Mitgliederversammlung des Sozialdemokratischen Vereins, die gestern Abend im Gewerkschaftshaus tagte, war außerordentlich hart bejagt, doch der berühmte Apfel nicht zur Erde fallen konnte. Vor Eintritt in die Tagesordnung wurde das Andenken der verstorbenen Genossen Martin Fischhorn, Johs. Rod, Otto Schliebig und der Genossin Dorothea Egge in der üblichen Weise geehrt. Hierauf erhielt Genosse Stellung das Wort zu seinem Referat „Die Stellung der Sozialdemokratie zur gegenwärtigen politischen Lage.“ Er führte u. a. folgendes aus: Als Rußland sich bereit erklärte, mit uns Frieden zu schließen, atmete das ganze arbeitende Volk auf. Man glaubte, wenn erst mit dem stillen Weltreiche der Frieden gekommen sei, würde er auch im Westen nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Erklärungen des Reichstagspräsidenten ließen vermuten, daß die Friedensunterhandlungen in Brest-Litowsk ein günstiges Ergebnis zeitigen würden. Leider fiel in diese Saat des feindlichen Friedens ein Keim in der Frühlingssaat durch die Erklärung vom 28. Dezember. Ihr lag die Behauptung zugrunde, die Randvölker Rußlands wollten sich anheilig Deutschland anschließen. Zunächst habe die russische Handelsvertretung den Schuß des Deutschen Reiches nachgeholt, desgleichen der litauische Landesrat und auch die Gemeindevorstände von Riga, Moon, Desel und Dago hätten das gleiche getan. Kann man aber bei den Tatsachen, daß da nur die halben Überlebenden nicht über die große Macht der Welt...

Der amtliche Kriegsbericht.

Deutsche Truppen auf den Halbinseln gelandet.

WZB. Großes Hauptquartier, 6. März. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Seeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Seltige Feuerüberfälle richtete der Feind gegen unsere Stellungen auf dem Nordufer der Dvz. Ein harter englischer Vorstoß bei Maasden wurde im Nahkampf abgewiesen. Weiterseits der Scarpe und in Verbindung mit eigenen erfolgreichen Erkundungen nördlich und südwestlich von St. Quentin lebte die Gefechtsaktivität auf.

Seeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Im einzelnen Abschnitten Artilleriekampf. Sturmabteilungen drangen in der Gegend von Ornes in die französischen Gräben und brachten 28 Gefangene ein.

Herzog Albrecht von Württemberg.

Südlich vom Rhein-Marne-Kanal, im Thanner-Tal und bei Aillirich rege Tätigkeit der Franzosen.

Osten.

In Verfolg der von der finnländischen Regierung erbetenen militärischen Hilfe sind deutsche Truppen auf den Halbinseln gelandet.

Der Waffenstillstandsvertrag mit Rumänien ist von neuem formell unterzeichnet worden. Friedensverhandlungen schließen sich unmittelbar an.

Der Erste Generalquartiermeister. Ludendorff.

Der Vorfrieden mit Rumänien abgeschlossen.

Berlin, 6. März. (Amtlich.) In Butea ist gestern Abend 7 Uhr der Vorfrieden mit Rumänien abgeschlossen. Es wurde eine 14tägige Waffenruhe vereinbart, innerhalb welcher der endgültige Friede geschlossen wird auf folgender Grundlage:

1. Abtretung der Dobrußja bis zum Schwarzen Meer.
2. Der Vierbund sorgt für die Erhaltung eines rumänischen Handelsweges über Constanza.
3. Die von Oesterreich-Ungarn geforderte Grenzberichtigung wird grundsätzlich angenommen.
4. Entsprechende wirtschaftliche Maßnahmen werden grundsätzlich zugestanden.
5. Rumänien demobilisiert mindestens 8 Divisionen, die übrige Armee nach Wiederherstellung des Friedens zwischen Rußland und Rumänien.
6. Rumänien räumt sofort das noch besetzte österreichisch-ungarische Gebiet und verpflichtet sich, Truppen-Transporte der Verbündeten nach Odessa bahntechnisch zu unterstützen und die Offiziere der mit dem Vierbund im Kreise befindlichen Mächte zu entlassen. Der Vertrag tritt sofort in Kraft.

...forderten, von einem freudig begehrten Anschluß aller Provinzen an Deutschland reden: 90 Prozent der Bevölkerung sind nicht deutsch. Gar bald brachen denn auch in Brest-Litowsk Differenzen aus und man glaubte bereits, es würde gar nicht mehr zu Verhandlungen kommen. Trotzdem kamen sie wieder in Fluß, allerdings in einem außerordentlich schleppenden Tempo. Man konnte ja einige Schadenfreude empfinden, daß den gewiegten Staatsmännern Czernin und Kühnman in der Person Trozki ein ehemaliger „Schwarz- und Weißwäcker“ gegenüberstand, der aber beiden völlig gewachsen war. Nachdem Genosse Stellung die Rede des Generals Hoffmann schärf kritisiert hatte, ging er auf die Erörterung über die Selbstbestimmung der russischen Randvölker ein. Die Aussichten, mit Rußland zum guten Einvernehmen zu kommen, verschlechterten sich, als die Sonderbesprechungen mit der Ukraine einsetzten, die zum Abbruch der Verhandlungen führten und Trozki veranlaßten, den Krieg für beendet zu erklären, aber auf die Unterzeichnung eines Friedensvertrages zu verzichten. Genosse Stellung verbreitete sich dann über die Schuldfrage an dieser Situation. Er sieht sie bei den Teilen zu. Die Bolschewisten waren der Meinung, daß die russischen revolutionären Ideen auch in Deutschland realisiert werden könnten. Hätten sie diesem Irrtum nicht gebuhigt, wäre das Endergebnis zweifellos etwas anders gekommen. Aber auf der andern Seite wurde ein Standpunkt eingenommen, der den bisherigen Erklärungen entgegengelegt war und dazu kam das „fait accompli“ des Friedens mit der Ukraine. Die Smolny-Regierung glaube zum mindesten einen Föderationsstaat aus dem bisherigen russischen Reich zu machen. Man verliert auch nicht gern ein Stück Land, doppelt so groß wie das Deutsche Reich, das bisher die Kornkammer des großen russischen Reiches gewesen ist. Redner unterstrich hierauf die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratischen Partei an die Bolschewisten, um dann auf die Wiederaufnahme der militärischen Operationen überzugehen, angeblich aus Anlaß der Hilferufe des Baltikums und Finnlands. Aber wer waren die Hilferufer? Die baltischen Barone, die sich ihr Land nicht von der Revolution aufheben lassen wollten, jene Leute, die früher die treuesten Stützen des Zarismus waren, von denen gelagt wird, daß sie als russische Offiziere 1914 in Ostpreußen bei den Greuelkaten am schlimmsten gehaßt hatten. Es war die „deutsche Tageszeitung“, die diese baltischen Hilferufer als gute Russen und Stützen des Zarismus im Jahre 1915 bezeichnete und sie als die Anführer der Russen bei den Greueln in Ostpreußen im Jahre 1914 als Hauptbestimmte beschuldigte. Daß man daneben auch den Vornamen in die Ukraine unternahm, läßt doch darauf schließen, daß man sich noch nicht ganz klar war, wer eigentlich Herr des Landes ist, ob die aus Riem nach Schidmir geflüchtete Zentralräde oder die Bolschewisten in Charkow. Auch Finnland wird jetzt mit Waffen unterstützt, dort herrscht ein ausschließlicher Klassenkampf, hervorgerufen, weil das finnische Bürgertum die Sozialisten völlig an die Wand drücken wollten, obwohl diese bis vor kurzem die Mehrheit im Parlament hatten. In Finnland erlebte man lediglich der Bourgeoisie zu Hilfe. Wenn auch vielleicht nicht bewußt, so fällt man doch unbewußt der finnischen Sozialdemokratie dadurch in den Rücken. Dagegen protestieren wir auf das entsetzliche. Man habe Rußland nun jede Einmischung in die Verhältnisse der Randvölker unterlag, lediglich Deutschland und Oesterreich wollen die Verhältnisse regeln. Zunächst soll Litauen einen Herzog haben. Ursprünglich war Prinz Friedrich Christian von Sachsen dazu in Aussicht genommen, jetzt soll es der sehr reiche Herzog von Urach werden. Hoffentlich geht es ihm nicht wie den Fürsten Wied in Albanien. Redner ging dann auf die Folgen des Friedensschlusses von Brest-Litowsk ein, nachdem er zuvor einen Blick auf die Geschichte der Entwicklung des russischen Reiches geworfen hatte. Die deutsche Sozialdemokratie verurteilt jedenfalls den Vorfrieden von Brest-Litowsk, weil durch ihn die Revanchepolitik im Osten geradezu gesichert würde, weil unsere Kinder ebenfalls dadurch...

eine Verständigung erzielt worden wäre, hätten wir die besten Handelsbeziehungen mit dem nahen und fernem Osten knüpfen können. Der Gewaltfrieden im Osten bedeute die Kriegsverlängerung im Westen. Laufende unserer Söhne würden diese Politik mit ihrem Blute zu besiegeln haben. Auf die innerpolitische Lage und den Streit eingehend, erklärte Redner die Redereien über die Ansetzung der Bewegung durch ausländische Besetzungsgelder für phantastisch Märchen. In Deutschland habe die Militärpartei den Sieg davon getragen. Wenn die Regierungen auf dem gegenwärtigen Standpunkt bleiben, könne unter dieser Bedingung die Sozialdemokratie die Kriegskredite nicht mehr bewilligen. Aber die Hauptfrage sei dabei: Wie kommen wir am schnellsten zum Frieden? Kommen wir zum Frieden, wenn wir der Militärpartei das Heft überlassen und uns in den Schmolminkel zurückziehen, oder wenn wir unsere Kräfte ausnutzen? Ersteres kann nicht im Interesse der deutschen Arbeiter liegen. Wir müssen immer wieder versuchen, das Regierungsgeld heranzureißen. Im übrigen frage viel dazu bei, wenn mit allen Mitteln unsere Reihen gestärkt, also neue Parteimitglieder und neue Helfer für die Arbeiterpresse gewonnen werden. Damit arbeiten wir am besten für die Sache des annerkennungsfreien Friedens. Wir müßten den Kampf aufnehmen für ein freies Deutschland. (Lebhafter Beifall.)

In der Aussprache nahm zunächst Genosse Henze das Wort. Er habe auch das Gefühl, daß der Friede vom 3. März nicht das gebracht habe, was wir alle erwartet hatten, aber er vermöge nicht einzusehen, daß der Friede mit der Ukraine und die Differenzen mit den Polen wegen des Cholmer Gebietes dabei mit ausschlaggebend gewesen seien. Beide Länder, Polen und die Ukraine, waren uns bisher ziemlich gleichgültig. Und nun sehen wir auf einmal, welche Interessen sie für uns bergen. Hoffentlich würde bei dem Friedensschluß mit Rumänien nicht so diktatorisch verfahren, wie in Brest. Auch die Bethmann-Depesche an Sch. v. Schön ferdere zur Kritik heraus. Daß man als Revanchepolitik Loui. und Verdun fordern könne, sei außerordentlich bedauerlich. Hierauf ging Genosse Henze auf die Verschleppung der Wahlreform ein, die sich auch in Lübeck zeigte, und wolle es zurück, daß der aus politischen Motiven und aus ungenügender Ernährung entbundene Demonstrationstreik durch ausländisches Geld und junge Burshen injiziert sei.

Genosse Brömmel war der Meinung, daß die Regierung schon durch den Sonderfrieden die Reichstagsresolution vom 19. Juli in Fesseln gerissen habe. Auch er sei mit Stellung der Meinung, daß durch den Nachfrieden vom 3. März in Rußland die Revanchepolitik hervorgerufen wird. Wenn in absehbarer Zeit die bolschewistische Regierung beistimmt, weil die Verhältnisse in Rußland für die sozialistische Wirtschaftsweise noch nicht reif sind, komme die Großbourgeoisie aus Rußland und dann würden wir es erleben, daß sie alle Kräfte anstrengen wird, die Westprovinzen, um die es Jahrhunderte gekämpft hat, wieder in seinen Besitz zu bringen und einen eisernen Hafen zu erlangen. Der Nachfrieden im Osten bedeute ein schöner Traum. Man könne man auch nicht mehr auf eine „Gesellschaft der Nationen“ und auf die Abrüstung rechnen. Der Ring der Einkreisung wird sich von neuem um Deutschland legen, weil Rußland von unsern vaterlandsparteilichen Politikern England wieder in die Arme getrieben würde. So gehe England politisch als Sieger aus diesem Krieg hervor, selbst wenn es militärisch geschlagen wird. Der Sonderfrieden im Osten bedeute die Kriegsverlängerung im Westen. Da geht es für uns zu protestieren und zu retten, was noch zu retten ist. Das heißt, die Regierung dahin zu bringen, daß das Selbstbestimmungsrecht der Ukrainer, Litauer, Polen, Estländer, Letten und Finnen mehr wird als eine Phrase auf Bergamantpapier. Sollte das gelingen, so hätte Deutschlands Proletariat der Heimat noch einmal das Leben gerettet. Sollte es nicht gelingen, werden wir für die Friedenszeit aus dem Bewußtsein erfüllt Pflicht doppelte Energie zur Durchführung unseres Befreiungskampfes gewinnen.

Genosse Adolf Löwigt trat ebenfalls für ein wirkliches Selbstbestimmungsrecht der Völker ein. Auch sei er der Meinung, daß auf Grund der geschaffenen Lage unsere Fraktion die Kriegskredite nicht mehr bewilligen könne.

Genosse Barzel forderte, das gleiche zu tun, wie die österreichische Partei, die Kredite zu verweigern. Die Politik der deutschen Sozialdemokratie habe er während des ganzen Krieges für falsch gehalten. Redner streicht dann die Unabhängigen heraus, womit er aber keinen Anlaß bei der Versammlung fand.

Im Schlußwort ging Stellung zunächst auf den Sonderfrieden mit der Ukraine ein, der ein Schlag ins Gesicht der Russen gewesen sei. Man hatte bekanntlich in t. t. Proklamationen dem Polen feierlich das Cholmer Gebiet versprochen, jetzt habe man es der Ukraine gegeben. Das Selbstbestimmungsrecht könne und müsse voll gewährt werden. Auch bezüglich der Dobrußja ist er der Meinung, daß die dortige Bevölkerung nicht viel mehr verhandelt werden darf. Auf die Disziplinarredner eingehend, meinte er: Von der Ablehnung der Kredite hänge außerordentlich viel ab, vor allem das preussische Wahlrecht. Die Frage müsse geprüft werden vom Verstand, nicht vom Gefühl. Er trat dann dem Genossen Barzel wirkungsvoll entgegen und appellierte an die Parteizucht. Die Unabhängigen hätten diese gefährdet und dadurch sich an der Gesamtarbeiterbewegung veründigt. (Lebhaftes Bravo.)

Unter Punkt „Innere Vereinsangelegenheiten“ sollte der Vorsitzende Genosse Denke witzig mit, daß Genosse Cämerer aus beruflichen Gründen sein Amt als Geschäftsführer nicht ausüben könne und wieder niederzulegen habe. An seine Stelle würde hierauf Genosse Hermann Wolfradt gewählt. Nachdem noch einige Presseangelegenheiten zwischen dem Genossen Barzel und Stellung ausgefochten war, fand bei Eintritt der Polizeistunde die Versammlung ihr Ende.

Anti-Kritik für Konzert- und Theaterbesucher.

Komme immer zu spät! Zeige, daß dir die Freiheit über alles geht. Auch über die Rücksichtnahme auf deine Mitmenschen. Wie gut trifft es sich, wenn dein Platz zufällig in der Mitte einer Stühreihe liegt. Die ganze Reihe hebt sich spontan für dich, weil niemand den Mut und die Stimmung dazu hat, dir die Meinung zu sagen. In ängstlichen Bad-Schühler und eingezogenen Bänchen schließt du dich entlang. Vielleicht gelingt es dir, nach ein Opernglas mit Geopolter zu Fall zu bringen oder auf einem fremden Fuß für einen Augenblick Fuß zu fassen.

Den Ereignissen auf der Bühne wende so viel Interesse zu, als es dir dein Schnupfen oder Husten erlaubt. Piano-Stellen denilge zum Schmeuzen. Hierdurch stellst du auch fest, wie es mit der Musik des Raumes in dem du dich befindest, sieht.

Hast du deinen Nachbar schon gezeigt, wie multifunktional bist? — Nein. — Tue dies bei erster Gelegenheit, indem du die Musik bei den dir längst bekannten Stellen durch Summen oder leises Pfeifen begleitest. Was dir hierbei vielleicht an Reinheit des Tones fehlt, ersehe durch rhythmisch wiegende Bewegungen des Kopfes oder seines entgegengesetzten Körperteiles. Besser kannst du dein Mitlerleben nicht zum Ausbruch bringen.

Bergig nicht, wenn du von auswärts kommst, daß dein Zug fünf Minuten vor Schluß der Vorstellung geht. Rüste also frühzeitig zum Aufbruch. Deine Reihe bringt dich zu dadurch zum zweiten Male aus der Stimmung, aber auch der ältere Herr, der seit einiger Zeit neben dir eingeschlagen ist, wird dabei was werden. Bist du aber Städter, so kannst du dir die anstehende Kultur auch noch beim Kampf um die Garderobe zeigen. Was du dir je als Boyer, Schwinger oder Ringkämpfer Leinwäches erworben hast, übertrage hier ins praktische Leben.

Diese Winke, die wir dem Jünger „Rebellpalter“ entnehmen, gelten natürlich nur für dortige Verhältnisse. In Lübeck braucht sich niemand danach zu richten.

Hiederabend. Von der nächsten Konzertleitung von Graf Robert veranstaltet, fand gestern im Vogensaal in der St. Annen-Kirche ein Wiederabend statt. Fr. K. L. a. r. a. d. e. m. i. t. eine junge Libretistin, die unseres Wissens größeren Kreis bisher unbekannt war, trug mit kraftvoller und technisch glänzender Mitstimme...

Das deutsche Eingreifen in Finnland.

Behrmann-Hollweg an Schön.

Der Hauptauschuss trat am Montag in die Beratung des Etats ein. Dem Ausschuss sind diesmal nur einzelne Kapitel des Etats überwiesen, wodurch eine Beschleunigung der Verhandlungen eintritt. Zunächst stand zur Beratung der Etat des Auswärtigen Amtes. Unterstaatssekretär v. d. Busche machte Mitteilungen über den Inhalt des Friedensvertrages mit Rußland. Abg. Ledebour nies darauf hin, daß Stockholmer Blätter die Nachricht bringen, Deutschland habe die Alandinseln besetzt, wogegen Schweden mit aller Energie protestiert habe. Redner erörtert dann die Depesche Behrmann-Hollwegs an den Botschafter Schön in Paris und beantragte, den Wortlaut der Depesche vorzulegen. Wenn man anfangs an eine Falschmeldung glauben konnte, so stehe heute fest, daß die deutsche Regierung anscheinend alles getan habe, um eine Neutralität Frankreichs unmöglich zu machen. Unterstaatssekretär v. d. Busche versucht, das Eingreifen Deutschlands in Finnland damit zu rechtfertigen, daß wir mit diesem Staate über einen Frieden verhandeln und daß es deshalb, um den Frieden zu erreichen, notwendig war, die finnische Regierung zu unterstützen. Der Wortlaut der Depesche Behrmann-Hollwegs an Schön sei vollkommen richtig mitgeteilt worden, dagegen sei der Vorwurf zurückzuweisen, daß auf den Krieg mit Frankreich hingearbeitet worden sei. Abg. Prinz Schönauich-Carolath erkundigt sich nach den Forderungen, die an Rumänien gestellt worden sind. Unterstaatssekretär v. d. Busche erklärt, eine bestimmte Antwort nicht geben zu können, denn in Rumänien sei momentan noch alles im Fluß. Abg. Haase: Wir müssen die Bedingungen kennen, die Rumänien gestellt worden sind, damit der Reichstag nicht wieder vor vollendete Tatsachen gestellt wird. Es sei auch sehr bezeichnend, daß man ein Dokument von der Bedeutung der Behrmann-Depesche dem Parlament vorenthalten habe. Die Regierung in Finnland, die momentan von der deutschen Regierung unterstützt wird, sei lediglich eine Vertretung der bürgerlichen Parteien. Abg. David erklärt, es gebe momentan keine finnische Regierung, sondern nur zwei Parteien, die miteinander in scharfen Kämpfen liegen. Die Masse des Volkes, insbesondere die Kleinbauern, sei zweifellos sozialdemokratisch gesinnt und die Sozialdemokratie werde auch ganz bestimmt wieder in Finnland zur Macht gelangen. Welchen Erfolg kann aber Deutschland haben, sich in diesen Streit der Parteien einzumischen. Das Unbehagen in Schweden über diese Vorgänge sei durchaus begreiflich und man treibe die finnische Sozialdemokratie auf diese Weise direkt der Entente in die Arme. Es sei ein wahres Glück, daß die Depesche Behrmann-Hollwegs nicht praktisch in Wirksamkeit getreten ist, mit der Frage der Schuld an dem Kriege habe diese jedoch durchaus nichts zu tun. Bei den Verhandlungen in Rumänien darf der Reichstag nicht wieder vor eine vollendete Tatsache gestellt werden. Abg. Nieker bezeichnet das Telegramm an Schön als eine lediglich interne Instruktion, die auch niemals Gegenstand von Verhandlungen war. Man müsse den russischen Behauptungen gegenüber feststellen, daß Rußland keineswegs zum Frieden gekehrt wurde. Unsere Unterhändler in Rumänien müßten dahin instruiert werden, daß sie nicht die Aufgabe haben, sich für die Interessen des rumänischen Königs ins Zeug zu legen. Abg. Gohlein erklärt, daß er und seine Freunde auf dem Standpunkt der finnischen Parteien Garde stehen. Allerdings sei es richtig, wenn man die Austragung des Streites den Finnländern selber überlassen würde. Zu den Verhandlungen mit Rumänien verlangt der Redner, daß die Forderung endlich in Sinne der Beihilfe der Berliner Konferenz gelöst wird. Abg. Ledebour ist mit letzterem Verlangen einverstanden und behauptet es noch, daß in allen Fällen dafür gesorgt werden müsse, daß religiöse und politische Unterdrückungen beseitigt werden. Man müsse bei den Verhandlungen mit Rumänien auch darauf Rücksicht nehmen, daß die Interessen der deutschen Anlieher in Bessarabien auf alle Fälle geschützt werden. Die Behrmann-Depesche lasse die Absicht der deutschen Regierung erkennen, darauf hinzuwirken, daß Frankreich

nicht neutral bleiben konnte. Abg. Westarp findet es begreiflich, daß von deutscher Seite die finnische Regierung unterstützt wird. Ueber die Zweckmäßigkeit der Behrmann-Depesche könne man verschiedener Meinung sein. Bieleicht wollte man sich nur gegen eine Scheinneutralität Frankreichs schützen. Abg. Ebert setzt auseinander, daß die jetzige finnische Regierung eine rein bürgerliche Regierung ist. Mit Finnland haben wir keinen Frieden geschlossen, also auch keinen zu verteidigen. Aus diesem Grunde müssen wir das Eingreifen dort mit aller Schärfe verurteilen. Daß die deutschen Kolonisten in Bessarabien geschützt werden, halten wir als eine selbstverständliche Pflicht. Was die Rumänen mit ihrem König machen, kann uns vollständig gleichgültig sein. Die Depesche Behrmann-Hollwegs an Schön ist eine Unverständlichkeit, die nicht scharf genug verurteilt werden kann. Abg. Alpers (Welfe) verlangt einen deutschen Hafen im Schwarzen Meere, der den dort wohnenden deutschen Anliegern einen wirtschaftlichen Rückhalt bietet. Unterstaatssekretär v. d. Busche erklärt, die schwedische Regierung habe sich mit der Besetzung der Alandinseln abgefunden. Die Depesche Behrmann-Hollwegs an Schön sei vollkommen richtig wiedergegeben, sie habe aber den Gang der Ereignisse in keiner Weise beeinflusst. Eine Sicherung gegenüber Frankreich sei unter allen Umständen notwendig gewesen. Auf eine Anfrage des Abg. Naumann nach der Art der Grenzberichtigungen zwischen Rumänien und Ungarn erklärt Unterstaatssekretär v. d. Busche, es handle sich in der Tat nur um wenig bedeutende Grenzberichtigungen strategischer Art. Nach weiteren Auseinandersetzungen über die Wahrnehmung der Interessen der Petroleuminteressenten wurde die Ausstrahlung über diese Punkte geschlossen. Der Antrag Ledebour wurde abgelehnt, nachdem der Wortlaut der Depesche für richtig erklärt worden war. Die sonstigen Forderungen, die im Etat des Auswärtigen Amtes gestellt wurden, wurden ohne wesentliche Abstriche bewilligt. Damit war dieser Etat erledigt.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt zu der von Wichon erwähnten Angelegenheit:

Bei der großen Kundgebung in der Serbhone, wo die Blüte der französischen Renardepolitiker nochmals den alten launischen Ruf nach Elack-Potzbringen erhob, meinte der Minister Wichon mit der neu entworfenen Instruktion vom 31. Juli einen großen Triumph auszuspielen. Wie sieht es damit? In jenem Tage hatte der deutsche Botschafter die Aufgabe, Gewißheit über die Haltung Frankreichs herbeizuführen. Sein Auftrag war, die französische Regierung zu befragen, ob sie in einem russisch-deutschen Kriege neutral bleiben wolle. Seine Instruktion lautete folgendermaßen:

„Wenn, wie nicht anzunehmen ist, die französische Regierung erklärt, neutral zu bleiben, wollen Euer Erzellenz der französischen Regierung erklären, daß wir als Pfand für ihre Neutralität die Überlassung der Festungen Toul und Verdun fordern müssen, die wir belegen und nach der Beendigung des Krieges mit Rußland zurückgeben werden.“

Der deutsche Botschafter ist nicht in die Lage gekommen, von diesem Zusatz seiner Instruktion Gebrauch zu machen. Denn der französische Ministerpräsident erwiderte bereits auf die Frage nach der französischen Neutralität, Frankreich werde das tun, was seine Interessen ihm geböten. Schon am 29. Juli aber hatte die französische Regierung das Gebot der Interessen Frankreichs dahin endgültig festgelegt, daß sie in Petersburg die Bereitschaft zur Waffenhilfe erklärte. Frankreich hatte sich also zum Kriege entschlossen, ehe Herr v. Schön die französische Regierung über ihre Haltung befragte. Der Fall, dessen Eintritt die deutsche Instruktion als unwahrscheinlich betrachtete, war schon von vornherein ausgeschlossen. Da Frankreich aus keinem Entschluß, nicht neutral zu bleiben, kein Hehl machte, ist es überhaupt nicht zu Verhandlungen über etwaige Sicherungen der französischen Neutralität gekommen. Wie Herr Wichon auswirft, hat die französische Regierung erst kürzlich von jenem Zusatz der deutschen Instruktion Kenntnis erhalten. Die Entschlüsse der damaligen französischen Regierung sind ganz unabhängig davon gefaßt worden. Für die Beurteilung des französischen Kriegswillens

in den entscheidenden Tagen kommt somit diesem Punkte keine Bedeutung zu.

Wir können also über diese Reminiszenz vom 31. Juli 1914 ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen. Da aber Herr Wichon trotz genauer Kenntnis der wirklichen Vorgänge ihr einen so erheblichen Wert beizulegen scheint, wollen wir doch noch kurz bei der Frage verweilen, wie denn die Sachlage gewesen wäre, wenn die französische Regierung in ihrer Antwort am 1. August Neutralität zugesichert hätte. Die hohe Zusage der Neutralität wäre für uns natürlich ohne jeden Wert gewesen. Frankreich hätte es ganz in der Hand gehabt, wie lange es in der Neutralität auf der Lauer liegen wollte. Es konnte in jedem ihm passenden Augenblick aus der Neutralität zur Feindseligkeit übergehen. Man braucht dabei nur an Italien und Rumänien zu denken. Dagegen hätten feste Sicherungen militärischer Art geschaffen werden müssen. Daß die deutsche Regierung bereit gewesen wäre, auch andere Wege zu prüfen als den in der nicht ausgeführten Instruktion an Herrn v. Schön bezeichneten, ergibt sich aus folgendem:

Nach im letzten Augenblick, am 1. August, schien sich eine Möglichkeit in der von dem deutschen Botschafter in London nach Berlin gemeldeten Erkundigung Sir Edward Greys zu bieten, ob für den Fall der französischen Neutralität das Unterbleiben eines deutschen Angriffs auf Frankreich ausgesetzt werden könne. Die deutsche Regierung erklärte sich sofort bereit, hierauf einzugehen, falls sich England mit seiner Streitkraft für die unbedingte Neutralität Frankreichs verbürgte. Die Anregung stellte sich jedoch noch am gleichen Tage als ein Mißverständnis heraus. Die französische Neutralität lag nicht im Plan der Entente. Frankreich wollte die Neutralität nicht und auch England rührte keinen Finger, um sie herbeizuführen. So ist der wahre Zusammenhang der Dinge. Herrn Wichons verspäteter Fund ändert nichts daran.

Aus der Partei.

Festiger Stadtverordneten-Wahlkampf. Am Sonntag haben in zwei Berliner Gemeinde-Wahlbezirken Ersatzwahlen zur Stadtverordneten-Versammlung stattgefunden. Beide Mandate, es handelte sich um den 4. und 34. Bezirk der 3. Abteilung, hatten bisher die Sozialdemokraten inne. Diesmal standen den Kandidaten der Partei, Redakteur Emil Dittmer und Kaufmann Georg Samolewicz, zwei „Unabhängige“, der Arbeiter Harndt und der Rechtsanwalt Weinberg gegenüber. Im 4. Bezirk, der einen Teil des alten Westens Berlins umfaßt, wurde Gen. Dittmer mit 523 gegen 261 Stimmen, die auf Harndt fielen, gewählt. Im 34. Bezirk, der im Norden Berlins liegt, war der Wahlkampf besonders heftig. Von den 194 abgegebenen Stimmen waren sechs zerplittert. Der Kandidat der Unabhängigen, Rechtsanwalt Weinberg, hatte 974, der Sozialdemokrat Samolewicz 964 Stimmen auf sich vereinigt. Da die absolute Mehrheit 973 Stimmen beträgt, ist Weinberg mit einer Stimme Mehrheit gewählt. Viel Kühnens können die Unabhängigen mit diesem „Sieg“ also nicht machen.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein Gutsbesitzer als Mörder. Der Gutsbesitzer Anton Bang v. Falkenfels, der die 16 Jahre alte Tochter eines Bauern verewaltigt und dann erhängt hatte, um einen Selbstmord vorzutäuschen, wurde unter Annahme mildernden Umstände vom Schwurgericht zu Straubing zu 12 Jahren Zuchthaus und 3 Jahren Ehrverlust verurteilt.

Ein nettes Bild. Wir haben hier ein nettes Bildchen davon vor uns, wie es auf dem Lande zugeht. Dort ist Butter und Milch in Hülle und Fülle, während wir in der Stadt kaum für die Kinder etwas Milch bekommen. Daß die Angeklagte Butter ins Feld führt, glauben wir nicht; sie hat Butter und Milch ausweislich ihrer Vorstrafe zu jedenfalls recht gesalzenen Preisen verkauft. Auf dem Lande lebt man gewissermaßen in Saus und Braus. Wir müssen ein Urteil fällen, das sich die Landleute zu Gemüte führen sollen.

Also sprach Landgerichtsdirktor Kawen in Köln und verdamme die beschuldigte Bauernfrau zu — hundert Mark Geldstrafe. — Hoffentlich führen sich die Landwirte dieses Urteil nicht zu Gemüte. Sonst kriegen wir überhaupt keine Milch und Butter mehr.

Handel und Wandel.

Von F. W. Hasländer.

40. Fortsetz.
Bei den schweren Samt- und Seidenstoffen sprach er von Genava und Venedig, und namentlich von dem Andenken an die letzte Stadt feuchte er tief auf, als er von der Herrlichkeit dieser Königin der Gewässer sprach; auf meine schüchternste Frage, ob er vielleicht dagewesen sei, antwortete er lebhaft: „Der Dio, das will ich meinen, das ist eine Stadt! Stadt der Straßen lauter Wasser, und statt in Wagen fährt man in kleinen schwarzen Schiffchen, Gondeln genannt, und liegt darin in Rissen von schwarzem, schönen Atlas; gerade solcher Stoff wie dieser hier. — Sätze auch besser getan.“ Ich erwiderte ihm, „Neben dort zu bleiben und sich zum Stillsitzen für eine schöne Venezianerin gebrauchen zu lassen, als hier zu einem langweiligen deutschen Kleid verschritten zu werden, der Stoff nämlich.“ „Sagte er bei, sah ich überlegen um, ob seine Rede niemand gehört.“ Bei den schönen breiten Atlasbändern erzählte er mir allerlei Schurrnen von Paris, und bei der holländischen Weinwand zog er ein Papier aus der Tasche, wickelte eine Zigarre heraus, die er anzündete, nachdem er mir aber vorher befohlen, das Fenster zu öffnen.
Neben den Stoffen selbst machten mir auch die Etiketten, die an denselben hingen, angenehmen Zeitvertreib. Hier war ein Schiff zu sehen mit vollen Segeln, das gerade in der kleinen Bucht eines fernen Weltteils anlegte. Die Matrosen schwenkten ihre Hüte, und schlante Palmen und Brotbäume nickten über den Uferand. Gott, wer das einmal in Wirklichkeit ansehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke stand und das Maul vor Erstaunen weit aufriß! Sollte ich dort das wirkliche Meer gesehen, so erblickte ich auf Zeugen, die von Kamelhäuten gemacht waren, lange Karawanenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Hier war ich schon besser bekannt; wie oft war ich dem Kameel durch alle Straßen gefolgt, auf dem der kleine rote Affe saß, und hatte hehlich gemünchelt, es möge mir nur einmal vergönnt sein, das Land zu sehen, in dem diese Tiere wild umherpringen! Niederländische Weinwand zeigte in ihrem Goldbrud einen Holländer, der aus seiner lächerlichen Weiße große Rauchwolken blies, Samte aller Farben hatten Etiketten von Silberfäden, die einen bunten Streifen deselben Stoffes eintrahnten, und Lächer waren da mit den uns so wohlbekannten langhaarigen Kanten, und neben denselben mit großen goldenen Buchstaben gedruckt die Firma des Hauses, das sie angefertigt.

Der Prinzipal rauchte, erzählte und brachte jetzt eine große Schachtel herbei, von welcher er den Deckel abhob, um mir eine Menge bunter Blumen zu zeigen, die aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht waren und freundlich und geheimnisvoll rauschte, wenn man sie in die Hand nahm, gleich wie die Zweige des Tannenbaums mit seinen goldenen Nadeln zur Zeit des Weihnachtsfestes. „Diese Blumen“, sagte der Prinzipal, „werden von den Bauern gekostet und gebraucht bei Wittgängen und Prozessionen — weißt du, was Wittgänge und Prozessionen sind?“
Da ich aus einer katholischen Stadt kam, obgleich ich ebenso wie das protestantische Haus evangelischer Religion war, entgegnete ich ihm, daß ich jedes ganz genau kenne und mich namentlich der schönen Prozessionen, die ich in meiner Jugend gesehen, mit großem Vergnügen erinnere.
Ehrig erzählten wir uns diese Geschichten, der Prinzipal und der Gefreite, und hatten uns dabei auf den Warenballen niedergelassen, und die Blumen, die wir in der Hand hielten, mit ihrem eigentümlichen Geruch verfrachten mich wie durch Zucker in jene Zeit zurück. Ich sah wieder das Getöse des Volkes in glühendem Wehrauch, und ganz im Hintergrund schwebte der große Ruch, der mittags bei solchen Gelegenheiten für uns Kinder nicht fehlte.
Auch der Prinzipal schien in der Erinnerung an vergangene Tage zu schwelgen, sah aber dabei finster vor sich nieder. „Und die schönen katholischen Kirchen“, fragte er mich, „wie sind sie so herrlich und anmutig! Die tiefe Dämmerung in denselben, das zauberhafte Licht, welches durch die gemalten Scheiben hereindringt, haben Sie das schon alles gesehen und bemerkt?“
„Ja“, entgegnete ich eifrig, und mir fielen die Stunden ein, die ich spielend und kindlich betend in jenen schönen großen Hallen verbracht; ach, ich erinnerte mich noch des Tages, wo ich aus dem reichmännlichen Hause gelaufen war, wo mich vor dem Muttergottesbild das Kniechen ergriff und, dandergeworfen hatte und wo ich meine Nichte Emma, die ich damals noch nicht erkannt, zum erstenmal sah! „Mir gefallen unsere Kirchen eigentlich gar wenig“, sagte ich nach einer Pause vorwitzig und altfug, „man sieht nichts in denselben als weiße Wände, braune Stühle und den Pfarrer in seinem schwarzen Kleid.“
„Ei, ei“, entgegnete der Prinzipal lachend, „das sind ja seltsame Ansichten, nehmen Sie sich in acht, daß dergleichen hier im Hause außer mir niemand hört. namentlich würde Herr Specht in Krämpfe verfallen, wenn er Sie mit solcher Begeisterung von den Backsteinen sprechen hörte. Sagen Sie nie, daß Ihnen eine Prozession gefalle, niemandem als mir! Was mich nämlich anbetrifft“, setzte er leuchtend hinzu, „der so lange in dem

schönen Italien war, mir ist es am Ende gleichgültig, ob man betet; Vater unser“ oder „Ave Maria“.“
In diesem Augenblick räusperte und hustete es neben uns sehr bemerklich, und als ich aufschaute, stand der Herr Specht vor uns mit gefalteten Händen, er hatte die Augen erhoben und kispelte: „Gehe nicht ins Gericht“, den Kopf: „mit den Gottlosen“ der schwieg er wahrheitsgemäß aus Ehrfurcht gegen den Prinzipal. Dieser sah aber da in zorniger Verlegenheit, eine der Heiligenblumen in der Hand, die Zigarre im Mund.
„Es riecht hier sehr nach Tabak“, sagte der erste Buchhalter, „die Frau Prinzipalin haben diesen für sie sehr unangenehmen Geruch auch schon im Kontor bemerkt und mich erjuchet, nachzugehen.“
Der Prinzipal, dem jetzt erst der ungeheure Frevler, den er befragt, klar und deutlich wurde, warf die Zigarre auf den Boden und trat sie mit dem Fuße aus. „Um Gottes willen!“ fuhr der Buchhalter fort und hob sie wieder auf, „man könnte auf diese Art das Haus anzünden.“ Es war aber, wie ich glaube, weniger die Beforgnis, die ihn veranlaßte, die erloschene Zigarre mitzunehmen, als um bunten das Korpus delikt vorzeigen zu können. Er ging nicht, ohne mir einen mißbilligenden Blick zugeworfen zu haben, und wir blieben allein. Der Prinzipal kratzte sich verdrücklich am Kopfe und wir beendeten die Aufräumung des Magazins, ohne weiter ein Wort zu sprechen.
Während des Mittagessens unterstand sich der Prinzipal nicht, wie er sonst wohl zu tun pflegte, einen kleinen Speß anzugeben. Madame Stieglitz sah sehr ernst aus, Herr Specht sah zuweilen die Augen gegen den Himmel, hatte heute auch ein viel längeres Lächeln als gewöhnlich, vorgenommen und dieses lächelte anzüglich und eindringlich mit sehr bewegter Stimme gesprochen. Ich verwandte kein Auge von meinem Teller und hatte, namentlich nach Tisch, als mich die Prinzipalin in das Kontor zitierte, ganz das Ansehen eines armen Sünders. „Hör“, Er, sagte Madame Stieglitz zu mir, „ich habe Ihn neulich schon gefragt, daß ich meine Reuten nur bei drei Straßpredigten zu halten pflege, die erste hat er zu Anfang genossen und an der zweiten freit er heute hart vorbei, da ich im ganzen mit Ihm nicht unzufrieden bin; aber merk“, Er sah meine Worte und hatte Er sich im Haus außer mir nur an den Herrn Specht, an niemand sonst; hat Er mich verstanden?“ Leider hatte ich ihre Rede sehr wohl begriffen und es tat mir sehr leid, die Gesellschaft und Unterhaltung des Prinzipals, der mir ein sehr vernünftiger und lustiger Mann zu sein schien, als eine verbotene Frucht ansehen zu müssen.
Fortsetzung folgt.

Das Lachen.

Erzählung von Robert Grösch.

Bielleicht war Herr Joachim doch ein so absonderlicher Kauz, wie die Milchfrau behauptete. Sie hatte es von der Anna, der Haushälterin, die oft den rotblonden Kopf schüttelte. Denn es war keine rechte Art, daß er an jedem Spätnachmittag zusammengeknütt, regungslos hinterm Fenster hoßte wie ein Laubfrosch im Gasse. Da lag er dicht an den Scheiben, ließ die Blicke abwärts gleiten, den Berghang hinunter, über die im Dunst verschwimmenden Kuppeln der Stadt hinweg. Oder er stierte auf die herblich hinstehenden Laubhaufen des Gartens und fragte nach der Küche hin aus: „Anna, können Sie sich noch auf die zwei besinnen, die immer so unerbändig lachten?“

„Ja, Herr Joachim,“ ruft Anna zurück, „ja, die waren immer außer Rand und Band. Ganz genau besinne ich mich noch, man hätte sie von weitem nicht?“

Der Mann am Fenster nickt. Ein Lächeln riefelt von den Mundwinkeln her in das Bollbartgefilz, und er denkt: Wo sich die zwei wohl herumjagen mögen? Ob sie überhaupt noch auf den Beinen sind? Ob sie der große Krieg verschlungen hat? Vielleicht ist ihr Lachen schon in flandrischer Erde verschart. Oder in polnischer. Oder sonstwo im Gebrüll der Kanonen untergegangen.

Er erinnert sich deutlich, wie er die zwei das erste Mal hörte. Sie schlenderten den schmalen Sandweg heran, bogen dicht an Joachims Garten aufwärts und schienen knatternde Wikistafeten zu sein, denn ein so prasselndes Lachen scholl zu Joachims Laube empor, daß er mitlachen mußte. In diesem Lachen purzelten Lechzucht, Lollheit, Witz und Ungebundenheit phantastisch durcheinander. Er redete den Hals in der Laube, aber seine Blicke blieben im Geäst der Fichteblühe. Im Gemirr der Fichte- und Kiefernzweige hängen. Nur ein blonder Schopf leuchtete hindurch, daneben ein brauner, dichter, pferdehaartiger. Dann hörte Joachim, wie das Lachen auf zwei Beinen weiterstrang, den Berg hinaufstiege und oben im Kiefernwald verlang. Herrn Joachim schien es, als seien da oben alte Bekannte verschwunden, Freunde seiner Brautjahre, lachende, sprudelnde, ausbündige Mädchen.

Fast täglich hatte dies Lachen an der hohen, buschigen Gartenhecke sich. Wenn die Sonne gegen die Stadtlirne hinabsank, als wollte sie sich auf Zinnen spielen, spazierte Joachim mit Lomischkeiten, vieredigen Schuhen unter den Linden des alten Gartens umher. Sobald die zwei vorüber waren und ihr Lachen oben im Walde verklang, hörte ihn Anna meckend in sein Zimmer rufen. Dort lag er sich mit Gepolter in den Stuhl am Bücherregal fallen und begann mit heilerer Miene zu arbeiten.

Es kam vor, daß die zwei ausliefen, daß Herr Joachim bis in die graue Dämmerung hinein unruhig zwischen den Bäumen wandelte, den Kopf ins Küchensfenster steckte, so oft er sich dort vorbeibog und der Haushälterin ins Gesicht hinein behauptete, die zwei verfluchten Kerle lößen bestimmt unten in der Stadt umher, erstarrt die gute Hörsucht zu genießen.

„Sie werden ihre Mädchen pönsieren,“ sagte Anna — da sprangen Stimmen hinter der Hecke durcheinander, und das Lachen klang heran. Bei dem einen klang es „Bacharach“, wie wenn sich ein ausbündiger Jester lachend in den Stuhl schmeißt; bei dem anderen dröhnt es „Schöps“, wie bei einem tollen Ruffächer, bei dem verdrehten Kurze die Gasse getraffelt ist.

Herr Joachim strafft sich, will hinterdrein, aber noch vor der Hecke kommt er ins Zaudern. Er schüttelt den Kopf, er nicht mehr mit. Des da draußen hat unermessliche Sottnungsbeden im Hebe. Er bekommt wieder einen runden Budel und stampft niederd ins Haus.

Am nächsten Morgen trümmen sich in Joachims Nasenagend einige unternehmende Fäden. „Anna“, knarrt er hinterm Kaffee, wenn Sie die zwei wieder hören, holen Sie die verrückten Burschen in die Laube.“

Aber sie lassen sich jagelang nicht hören. Eine Woche vergeht, und Herr Joachim hat sich unruhig durch das stehende, sinnenlose Gartengrün, schwärze mit fünf Fingern im dünnen Haar, bückt lauernd den Berg hinab in die Ebene, in deren sonnigem Lichte die Kautschukweiden der Stadt gepenstliche Gesichter schneiden, steigt zum Küchensfenster und wehrt: „Die verfluchten Kerle jagen weiß Gott wechsellang in dem Steinhäufen da unten umher, ankarrt die schöne Bergluft.“

Den stillen Landweid entlang knattern Heiterkeit und Lachen. Anna schreit auf. Eine Schürze, eine Haube und zwei feisch-schöne Mädchenhübe jagen durch den Garten.

Herr Joachim aber trappelt in den Keller hinab, karrt bald darauf mit Weinflasche und sonnenunterschiedenen Gläsern durch den Keller und schließt sich geträumt in den Eingang der großen Kaminlaube.

In deren Gattlich lehnen zwei Känglinge, in deren korrekter Beruhigung und süßen die Hüte. Glatte sandere Scheitel werden höher. Leichtes Komatengemisch steigt auf.

Summelgetöse schwirrt durch den Kamin. Stille Luft... Eine Viertelstunde später kann Herr Joachim nicht mehr genau sagen, wie und mit welchen Worten er sich am Tische niedergelassen hat. Er weiß nur daß er neben zwei braven, jungen Leuten sitzt, die hilflos ins Grüne der Laube blickeln. Hände und Beine schneiden ihnen frei an die selber gewachsen zu sein. Trinkt Joachim den Känglingen zu, so antworten sie mit vorerlegenen Gesichtern. Der mit dem greisblauen Schirle wird nach dem ersten Glase munterer. Seine Glieder lösen sich und er bringt selbständige Ansichten zu Markte. Es sei herrlich hier oben an der Bergseite. Die Aussicht könne man prächtig nennen. Bei klarem Horizont sei weite Fernsicht. Der andere beginnt an keinem Wortend zu rücken und beizustimmen. Wo doch keine Lunte schon immer gelacht habe, hier oben sei es wunderbar.

Herr Joachim nickt und lächelt und ein ganz schöne Erinnerung flücht aus der Seele. Nichts in diesem Känglingsgespräch gemahnt ihn an die Freunde seiner Brautjahre. Er nickt abwehrend durchs Laubengrün, geht zwischen Heiterkeit und Trauer und denkt: Wie man sich lachen kann! Man soll den Dingen nicht zu nahe in die Quille gucken. Die wäre eine schone Wutten geliehen, wenn da die beiden Hübe nicht höflich stehen lassen. Von weitem betrachtet, hat auch der Sperling seinen Schimmer.

Er greift mit wüdem Schwungeln am Glase, trinkt beständig, hält sich im Schlunde inne, als sei ihm ein närrischer Gedanke über die Junge gelassen, und hebt die Ohren wie ein Vogel, wenns Hühner tönt.

Denn draußen an der Hecke kugelt ein Lachen, betrunken von Wein und Munterkeit. Ein „Bacharach“ und „Schöps“ laufen ineinander den Berg empor. Durchs Känglingsgrün leuchtet ein blonder Schopf, daneben ein brauner, dichter, pferdehaartiger.

Herr Joachim ist wie ein Taucher in den Garten geschmetzt, kratzt den Budel, holt Luft, läßt wie einer, der ein verlorenes Kleid wiedergefunden hat, winkt einem Mädchen in der Laube, meckert an den Spaltreusen hin, die zum Hause führen, und sitzt drinnen heiter-vorwärtswoll. „Anna, Anna, wie kann ich mich in Ihrem Alter nur so verhalten?“

Die Nacht hatte blitzgrelle Gewitter im Mantel. Am anderen Tage hingen schwere Nebelvorhänge in die Ebene hinab. Trozdem wartete Herr Joachim auf das Lachen. Lauerte sehnsüchtiger denn je. Blauschürzige Männer mit hobigen Netzen trappelten herauf, um oben einige blitzgefällte Kiefern aus dem Wege zu räumen; aber das Lachen blieb aus.

Der Juli kruzelte den Gang braun; das überhörmende Lachen blieb verschollen.

Dann kam der Krieg gedröhnt, und Herr Joachim gab das Warten auf. Denn alles, was gesund war, nahm die Glitte auf den Budel.

Als der Winter dem Kiefernwald die, schneetige Weihnachtskappen aufsetzte, trieb Herr Joachim viel krasse Zeug. Er füllte allerhand Feldpalette mit Jazaren und Ledereten, krepelte die Mädchen mehrerer Male um, stieg zwischendurch lächelnd im Garten umher, sah bösend vor den Paletten, verkaufte den Federhalter und quälte seine Haushälterin mit kuriosen Fragen.

„Anna, woher soll man nun die Adressen der zwei verrückten Kerle kriegen?“

Anna tut, als grüble sie und könne trotzdem keine Antwort finden.

Da schmeißt er ihr die Palette wütend in die Schürze. „Stier, schicken Sie den Kumpel Ihren Soldaten.“

Wieder blühen am Berghang die wilden Rosen. Ueber Joachims Laube ist ein grüner Blätterwägel und die Gartenhecke wölbt sich zu einem undurchdringlichen, kantenden, blühenden Wall. Aber in Joachims Seele gelbt der Herbst. Sein Haar ist noch dünner, sein Pudel noch höher, seine Schuhe sind noch breiter geworden. Nur eine immer gleiche Sehnsucht ist geblieben. Wenn er die überfrohnde Kraft des Sommers in sich fühlt, flucht er, daß er die zwei nie gesehen, in deren Lachen seine Jugend tollte. O, er wollte sie unter Tausenden herausholen, wenn sie sich nur noch einmal hören ließen; nur noch einmal, in dieser kriegsdröhnenden Zeit, da die Menschen das ehrliche, herabhafte Lachen verlernten. Er kann stundenlang träumend am Schreibtisch hocken, den Blick verloren an den Horizont gehetzt.

Wogu in toten Büchern graben, solange sich weit da draußen das Leben tausendfältig, emsig und mit wahnwitziger Ausdauer mordete?

Sobald die Sonne den Weg nach abwärts zieht, ist's ihm, als müsse das Lachen der zwei tollten Burschen an der Hecke frudeln. Aber nein, nein, die hat der Krieg in den Fängen. Blödsinnig fliegen sie schon einseitig übers Straßensplaster. Oder ein Massengrab deckt ihre Leiber.

Ueber der Stadt drunten in der Ebene hängt eine gezackte Wolke, ein langer, dürrer Kopf mit stumpfem Totenvisier. Der Kopf kommt aus dem Blutdunst der Ferne und prinst auf die Stadt hernieder, in deren Straßen viele Menschen schwarz einhergehen. Mit dem Dunkel der Trauertücher mischt sich das Gelbgrau von Soldaten, in deren Schwarm Gang noch die Schweden fürchtbarer Geschnisse zu lasten stehen.

Langsam schiebt der Volkentopf gegen den Berghang, drückt die Knie in den Dutt des Nadelwaldes und wirft breite Schatten über zwei, die den Sandweg herankommen.

Der eine hat einen blonden, wirblichen Schopf; der Schlapphut schlenkelt in der rechten Hand.

Der linke Kermel fällt leer und schlaff gestaltet in die Jaden-tasche.

Der andere Braunhaarige hummelt feldraun daneben her. So wie die Umlauber daher kommen: die Uniform etwas mitgenommen, fleckig, feldmäßig.

An der stärksten Verbiegung vor der Hecke machen die zwei halt, verknäueln, hinsteln durch das Sopnengestirre der Ebene, schauen hinaus zum Walde und über den Garten hin, zwischen dessen Baumreihen Herr Joachim auf breiten Sohlen geht und einen hochgezogenen Budel einherträgt.

Der Budel verschwindet in der Laube.

Dort kratzt sich Herr Joachim kämmerlich auf die Bank, trommelt auf der eisenen Tischplatte und hört von der Hecke her junge, lachende Stimmen. Er staht wie ein alter Reitergaul, der die Trampete hört.

Doch das Lachen ist oedärmt, halb, stockt im ersten Anlauf. Zerbrokene, verhozene Klänge sind darin.

Da trommelt der Garbart weiter. Nein, nein, das sind die richtigen nicht. Unter Tausenden wollte er die herausheeren. Wer weiß, wo ihr Lachen schon verschart liegt.

An der Hecke aufwärts verklären die beiden, harten Schritte der zwei.

Wenn...

Wenn es kein Papier mehr geben wird, schreibt das Pariser „Journal du Peuple“, dann wird man es sich aneignen sein lassen, aus Lumpen und alten Kleidern einen Papiererlach zu schaffen, der ebenso gut und besser ist wie richtiges Papier. Die Erfindung ist übrigens nicht neu.

Wenn es keine alten Kleider mehr gibt und neue erst recht nicht, dann wird man — wenn sich die Schicklichkeits-geirrte nicht so weit ändern sollten, daß das Adamskostüm nicht länger für unanständig gehalten wird — wohl oder übel dazu übergehen müssen, die alten Papiere aus Gespenstern und Müllstücken zusammenzukleben, um aus ihnen, die ja früher schon einmal Kleider waren, wieder neue Gewänder nach den neuesten Modellschnitten herzustellen.

Wenn es kein Brot mehr geben wird, wird man sich überlegen, daß ein Teig aus Sägemehl und Kleister ganz dieselben Dienste leistet. Ein solches Verfahren dürfte allerdings die Wohlstandserbe nicht so weit ändern sollten, daß das Adamskostüm nicht länger für unanständig gehalten wird — wohl oder übel dazu übergehen müssen, die alten Papiere aus Gespenstern und Müllstücken zusammenzukleben, um aus ihnen, die ja früher schon einmal Kleider waren, wieder neue Gewänder nach den neuesten Modellschnitten herzustellen.

Wenn die Kohle aus den Tiefen der Erde und der Kohlenkeller verschwunden sein wird, dürfte die Welt sich bereits darauf gewöhnt haben, stwarz, ansehnliche Fingel zu brennen. Mit den Resten dieser Fingel wird man dann die Städte heizen, die beim Trampeten des Känglings Gerichts in sich ankommenden werden. Dann wird sich die von allen Diktoren der Welt in Sehnsucht befangene Wahrheit den gebildeten Fäden zeigen.

Aber die Menschen werden sie nicht mehr sehen. Denn ihre Verdauungsorgane für alle Ware werden dann hoffnungslos zusammengekrampft sein.

Gartenbau.

Tomaten zieht man auch im Winter heran und ist den Samen so früh wie möglich, spätestens im März, aus. Damit die Pflänzchen ein gutes Wurzelmessel entwickeln, werden sie mehrere Male verpflanzt. Die Zeit zu dieser Arbeit ist jedesmal heranzukommen, wenn sich die Blätter der einzelnen Tomaten berühren. Etwa die Saatmatschpflanzungen z. B. 2 Zentimeter weit von einander entfernt, so wird die erste Verpflanzung auf 5 Zentimeter, die zweite auf 10-12, die dritte auf 20-22 Zentimeter ausgeführt. Aufmerksam nehmen die Tomaten beim Verpflanzungsarbeiten, denn sie liegen näher wie well da, aber das nicht aus. Sie bekommen das gleiche Bewußtsein und es ist...

15 Stunden später merkt man ihnen schon nichts mehr an. Der Wuchs ist umso kräftiger, je gewissenhafter man dafür sorgt, daß in der Besterde gute, kurze Düngerbrocken gleichmäßig verteilt sind. Die in Blumentöpfen vorgezogenen Tomaten haben in diesem Falle vor den Mistbeettomaten nichts voraus.

Kleines Feuilleton

Der Eispalast der Zarin Anna.

Das Jahr 1739 hatte eine große Mähernte für Rußland mit sich gebracht. Da überdies noch der Winter 1739/40 außerordentlich früh und mit einer Kälte herbeibrach, berechneten seit Menschengedenken nicht erlebt worden ist, wurde die Not im Lande fürchtbar. Die Kaiserin Anna, deren Gesundheit schon lange angegriffen war, wurde über das Elend des Volkes sehr niedergeschlagen, und es gab nichts, was sie zu erheitern vermochte. Da entwarf Graf Biron und Feldmarschall Münnich einen Plan, um für die Kaiserin einen Eispalast auf der zugefrorenen Neva zu bauen. Münnich machte den Entwurf, und Biron schaffte die Arbeiter heran. Als der in großem Stil angelegte Bau, der aus gefügten Eisblöcken errichtet wurde, seine halbe Höhe erreicht hatte, brach unter ihm die Eiskrude der Neva ein, wobei ungefähr hundert Menschen ums Leben kamen. Biron und Münnich gaben aber deshalb ihren Plan keineswegs auf. Sie ließen von neuem einen Eispalast aufzuführen, diesmal aber auf dem festen Lande, und zwar zwischen dem Admiraltätsgebäude und dem Winterpalast. Mehrere hundert Handwerker arbeiteten daran Tag und Nacht. Die ganze Anlage war 52,5 Fuß lang, 16,5 Fuß breit und sollte 20 Fuß hoch werden. Die in Gebrauch genommenen Eisblöcke waren 2 bis 3 Fuß dick. Statt Mörtel wandte man Wasser als Bindemittel an, das man in die Ritzen goß und zufrieren ließ.

Als der Palast fertig war, machte er den Eindruck, als sei er aus einem Stück ausgeführt. Vor dem Bau standen zwei hohe Ovelisten. Der Eingang war mit reich verzierten Balustraden versehen, auf denen Basen aus Eis standen. Die Treppe, die zum Eingang führte, war mit allegorischen Figuren versehen und von acht Kanonen, die ebenfalls aus Eis waren, flankiert. Auch die Mauern des Palastes waren durch Skulpturwerke reich geschmückt. Zwölf Figuren in Lebensgröße standen in der gewölbten Halle. Rechts und links öffneten sich zwei Säle, ein Vorratssaal und ein Schlafraum. Dieser war vollkommen eingerichtet und enthielt alle zu einem Schlafgemach notwendigen Dinge, die ebenfalls sämtlich aus Eis hergestellt waren. In einem Besuchszimmer aus Eisblöcken hatte man im voraus ausgehört, ob man die Zimmer durch Nacht erleuchten könnte, und die beiden Lichter in große Randelaber gesteckt. Als man nach Einbruch der Dunkelheit die Zimmer zum ersten Male erleuchtete und auch von draußen die Umgebung durch gewaltige Kerntaschen erhellt war, es als sei ein Märchenbild aus der Erde hervorgezaubert worden. Im Stillen hielt man die Zarin ab, der der ganze Hof folgte. Reiter mit Kadellen traten dem Zuge voran. Nach einer Rundfahrt um den Neepalast trat sie in eines der Atmer ein und überschüttete Biron wie Münnich mit Lob- und Ehrenbezeugungen über diese herrliche Herrlichkeit. Darüber, daß nicht Menschen beim Aufführen dieses Baues sowohl Wärme wie Kälte erkranken waren, brach natürlich niemand. Unter den Strahlen der Morgenröte schwoll jedoch bald die ganze Herrlichkeit und nicht lange darauf verschwanden auch ihre Urheber vom Hof. Nach dem Tode der Zarin, der noch im selben Jahre erfolgte, wurde Biron nach Sibirien geschickt.

Die Granatendreherin.

Ich sehe dich an deine Drehbank schreiten Mit müdem, abgespanntem, schwerem Tritt. Kniffst dir Tränen an der Wange gleiten, Denn der Gedanke an den Schatz geht mit.

Mit festen Händen greiffst du nach dem Stahl! Und nach dem ungewohnten Arbeitsstid. Du sehnst die Zeit, wo du zum letzten Male Auf die Granate wirfst den trüben Blick.

Du armes Kind, Wie dir, so geht es vielen, Die Schmerzvoll ringen in des Krieges Not, Und deren Herzen sehnsuchtsbangend mühen; Verfluchter Krieg, wärest du doch endlich tot!

M. Kleha.

Heiteres

Das Schulhaus brennt! Die Mutter meldet es dem Frisch, Dieser (noch schlaftrunken): „St der Lehrer schon verbrannt?“ („Schweizer Jn. Jg.“)

Berachtung. Mutter: „Oho, weil das Schillerdenkmal hier vor dem Hause errichtet wird, soll ich um 10 Mark gesteigert werden? Darauf lasse ich mich nicht ein, da siehe ich lieber aus!“ — Hausbesitzer: „Und Sie wollen ein gebildeter Mensch sein?“

Erst. „Nun, wie habt Ihr den Silvesterabend verbracht?“ — „So leidlich. Statt eines Trogs hat mein Schwiegerlohn das „Punktlieb von Schiller“ vorgelesen.“

Die lebende Sparbüchse. „Also, wenn's nits schadet, Herr Doktor, daß mein Bub das Zehnmarkstück verflucht hat, dann brauchen Sie n jetzt noch gar nicht in Behandlung zu nehmen — dann spar ich's mir für schlechtere Zeiten auf!“

Der kleine Rubi. Schüler der 1. Klasse, quält sich mit schmerzigen Rechnungen, wozu er seine zehn Finger zu Hilfe nimmt. Seine Mama erkärt ihm, daß man nicht mit den Händen, sondern mit dem Kopfe rechnet, worauf Rubi eine Weile nachdenkt, um dann kluglich auszurufen: „Aber ich hab' doch nicht so viel Köpf!“ („Stiegende Blätter.“)

Zur Kriegszeit in einer süddeutschen Unversitätsstadt, die öfters von Fliegerangriffen heimgesucht wird. Schluß: Eine hochbornahme, solide Person, die momentan vier Herren und zwei Damen beherbergt. Plötzlich wachts Bombenknallen, Fliegeralarm, Kellerflucht im tiefsten Nachtgewand. Und als die Personsmutter die Häupter ihrer Nachen zählt, ob auch keines vermissen ist, da stellt es sich heraus, es sind sogar mehr geworden — eine junge Dame ist überzählig... im Nachthemd.

Anno Achtzehnhundertachtzehn. Ein winziges Münchner Kaffeehaus. Ein miserabler Kaffee. Der Wirt brummt die Wirtin an: „Nann-n-a hast die all'n Neujahrsbräud veracht! Auf Neujahr sollt ma in an jed'n Kaffeehaus' a ganze Kaffeebohna in d' Pfann mag'ln!“ Der Huber: „Net, net'n d' Pfann hing'n an und moant, des' glang' ad!“ Die Wirtin wehrt ab: „Fest verhaud'n dann schimpf'n!“ Und der Wirt und der Huber trinken mit bitteren Mienen. Die Wirtin, zaghaft: „Aber hoch g'nuss is er doch, net?“ („Jugend.“)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: Th. G. Meyer. Druck: Friedr. Meyer & Co. Gumbach in Gumbach.